

Anselm Heine  
Auf der Schwelle

Berlin  
Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel)

300

The University of Chicago  
Libraries









# Auf der Schwelle.

Studien und Erzählungen.





# Auf der Schwelle.



Studien und Erzählungen

von

Anselm Heine.



Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

1900.

Alle Rechte, vornehmlich das der Uebersetzung in fremde Sprachen,  
vorbehalten.

# 684203

## Inhalt.

---

	Seite
Geöffnete Thüren . . . . .	1
Ein Wettlauf . . . . .	11
Der Sänger . . . . .	71
Der gute Anton . . . . .	105
Die Handschrift der Natur . . . . .	115
Fräulein Bertha. Die Erzählung einer Schauspielerin .	145
Seine Muse . . . . .	193
Der Babelsfluch . . . . .	219
Bereit . . . . .	225
Ein moderner Perseus . . . . .	247

---

---

Druck von G. Verstein in Berlin.

---

# Geöffnete Thüren.







„Und was wollen Sie nun ergreifen, Fräulein Corbin? Welchen Beruf haben Sie sich gewählt?“

„Ich — ich weiß wirklich noch nicht. Tante Rudmilla will, ich soll zu ihr ziehen — sie wohnt im Stift, — meine Schwestern aber sagen, ich muß nach Berlin — in irgend eine Pension — das Gymnasium besuchen.“

Sie hat eine rührende, kleine Art zu sprechen, so wie Kinder oder ganz hoffnungslose Menschen.

„Muth, Muth!“ sagte er freundlich, „ich begreife ja — nach solchem Verluste, — aber endlich müssen Sie doch auch wieder vorwärts denken. Gerade im Sinne Ihres Vaters! Wenn er noch lebte —“

„Ja, Papa wünschte es, daß wir uns selbständig machten.“ —

Doctor Sander blickt theilnahmsvoll auf die junge schwarzgekleidete Gestalt, die mit verschlungenen Händen und gesenktem Haupte vor

ihm steht, den Kopf ein wenig zurückgebogen und leichtes Haar um Ohr und Wange spielend.

Schade, daß man das süße kleine Mädchel nicht gleich mit sich nehmen kann. Aber das wäre unpraktisch. Als armer Privatdozent! Und bis er es zum Heirathen gebracht hätte, wäre die kleine Olli Corvin längst selber was geworden. Lehrerin oder Diakonissin, oder Vorsteherin irgend eines nützlichen Instituts. So eine Berufsfrau — mit all den Ecken und Härten der Kämpfenden — all dem Unvornehmen, das den neuen Kulturen anhaftet. Schade! —

„Das ist mal so heutzutage,“ sagt er laut. „Die Mädchen sind selbstbewußter geworden. Sie finden es unwürdig, nur so dazusitzen und zu warten, bis man ihnen Titel und Stellung anheirathet. Nicht wahr? Früher begnügten sie sich mit dem Negativ „Unverehelicht“ als Standesbezeichnung, heute will jede selbst was sein. Sie dürfen nicht glauben, daß ich dagegen spreche! Sie sind im Rechte. Vollständig im Rechte. Warum hat man Ihnen den Käfig geöffnet? Nun müssen Sie eben hinaus.“

„Nun muß man hinaus“, wiederholt sie leise.

„Und wir Männer — wenn sich auch manch-

mal noch so ein Rest Pascha in unserm Blute dagegen wehrt, — wir gewöhnen uns in die neue Anschauung.“

„Ja, ich glaube, so ist es“, bestätigt sie wieder verträumt und traurig.

Brüderlich nimmt er ihre kleinen kalten Hände zwischen die seinen. „Und vergessen Sie nicht, daß Sie Freunde haben, die Ihnen helfen möchten.“

Sie ist ganz still vor ihm stehen geblieben, scheu, wie ein verflogenes Vögeldchen, auf das man die Hand legt.

„Ich weiß, ich weiß“, sagt sie hastig, „und sie fragen ja auch alle, was ich nun ‚ergreifen‘ werde.“

Er hält noch immer ihre Hände in Haft, ruhig, ohne Dringlichkeit, aber wie er in ihr stummes, melancholisches Gesichtchen sieht, quillt eine große Zärtlichkeit in ihm auf, als müsse er dieses hülflose kleine Geschöpf bewahren und halten fürs Leben.

Es ist sonnig und still im Berandazimmer.

Nichts als das trockene Hüpfgeräusch des Dompfaffen auf seinen Stangen. Vom Garten athmen die Jasminbüsche gewaltige Duftstöße

herauf. Dazwischen fließt der zarte weiße Blumen-  
geruch der Akazien.

Olli fühlt des Mannes werbende Empfindung  
als neue Lebensfülle auf sich einströmen. Ihre  
Kühle weiche Haut strafft sich in wohliger Wärme.

So steht sie da auf dem blumigen Dielen-  
teppich erwartungsvoll und weich, mit gefesselten  
Händen, als trügen Sonnenschein und Düfte ihr  
eine Verheißung zu. Der junge Mund zittert  
ein wenig. Fragend schlägt sie die Augen auf.

Sie schauen sich an und empfinden dabei  
eine solche Seligkeit, daß sie erbleichen. Tiefes  
gesättigtes Schweigen ist auf sie nieder gesunken.  
Ein Augenblick — und aus diesem Schweigen  
wird sich die entscheidende Bewegung, das bindende  
Wort gestalten.

Olli's Brust dehnt sich gewaltsam, das  
schwarze Jet-Kreuz an ihrem Halse blitzt blendend  
auf. Unwillkürlich schließt Sander die Augen vor  
dem spitzen Strahl. Und blitzschnell löst sich ihm  
das leichte physische Unbehagen in eine Reihe miß-  
fälliger Vorstellungen!

Ob sie im Stift auch so was tragen würde?  
Wenn er jetzt Olli an sich bindet, braucht sie sich  
keinen Beruf zu suchen. Sie wird einfach zu Tante

Rudmilla gehen und auf ihn warten. Jahrelang! Mit ewig auf ihn gerichteter Geduld, ewig für ihn geöffnetem Kelche.

Es hat beinahe was Rühmendes, daran zu denken!

Und kommt man endlich — anstatt einer begnenden frei entwickelten Seele eine ‚Angehörige‘, Hörige, ein Echo! Aber das genügt einem nicht mehr heutzutage! — —

Mit einer unwillkürlichen Bewegung gibt er die umfaßten Hände frei. —

In Olli ist es plötzlich kalt geworden. Alle Fluthen sind zurückgeebbt. Wohin sie blickt, nur die öde Verlassenheit von vorhin. Und wie so plötzlich wieder?

Große Tropfen überlaufen ihre Wangen und bleiben, in viele glitzernde Brillanten zerstäubt am Krepp ihres Kleides hängen. Bedrückt sieht Sander zu, wie sie langsam darin aufgesogen werden.

„Wenn ich Ihnen für Ihre Zukunft irgend etwas nützen dürfte“, sagte er herzlich. „Sie wissen, daß Sie immer auf mich rechnen können.“

Olli wartet, bis ihre Stimme fest geworden ist.

„Ich danke Ihnen“, erwidert sie dann mit einem dünnen, konventionellen Lächeln, „vielleicht später.“

Erst habe ich das Gymnasium durchzumachen und dann — — Papa wünschte ja immer, daß ich Medizin studirte.“ — — — —

Nun ist er gegangen.

Olli stellt sich ans Fenster und sieht ihm nach, wie er über den sonnigen Marktplatz geht. Sein Schatten gleitet ihm nach, seltsam verkürzt, wie mit hochgezogenen Schultern. Und jetzt ist nur noch der zu sehen. Langsam und schmal kriecht er an der gelben Rathhauswand entlang. Nun ist auch das verschwunden. Vorbei. —

Olli starrt noch immer hinab. Gedankenlos. Die Luft um sie her ist gleichsam umschleiert von einer stummen Bitterkeit, die nach lösenden Gedanken ringt. Nichts formt sich in ihr zur klaren Vorstellung von Allem, was sie sieht.

Unbeweglich steht die goldne Birnbaumkrone über dem Pfarrgarten. Kleine Mädchen kauern am Boden und stecken von den vergilbten Blättern, die auf sie herabwehen, Ketten und Kränze zusammen. Vor dem „Kölner Hof“ jagen sich zwei Fleischhunde mit großen Sprüngen umeinander. Da steht auch der lahme Mensch wieder und bittelt. Er hat ihr mal seine Geschichte erzählt: Zehn Jahre hätte er im Zuchthause gefessen, seine ordent-

liche Arbeit gehabt und jeden Tag sein Essen, bis sie ihn auf einmal begnadigt hätten. Von da ab wär's ihm schlecht gegangen. Kein Mensch, der sich um ihn bekümmert hätte. Dazu mitten im Winter. Er hätte auch wieder zurück gewollt. Aber sie hätten ihn nicht genommen. Denn wer einmal zur Freiheit begnadigt ist, der muß eben raus. Da hilft kein Bitten.

Jetzt humpelt er weiter. Genau den Wegstreifen entlang, den Sander vorhin ging. Es kommt Olli so vor, als würde ihr Erinnerungsbild dadurch beschmutzt. Und als wäre wirklich etwas daran haften geblieben, so klingen ihr auf einmal Sanders Worte zurück, in einer neuen, furchtbaren Bedeutung. ‚Man hat Ihnen den Käfig geöffnet, nun müssen Sie hinaus.‘

Jawohl hinaus. Unerbittlich hinausgestoßen, auch die Zärtlichen, die zu ihrem Wohle der Abhängigkeit bedürfen.

Schutzlos stehen sie dann im ungewohnten Anhauche des Lebens, bis sich die bescheidene Schönheit ihres Wesens verkrümmt und verhärtet zur Uniform. Sehnsüchtig schleichen sie an den Außenmauern ihres Gefängnisses vorbei, ob einer Mitleid hätte, sie wieder hineinließe in die alte An-

spruchslosigkeit, aber umsonst, denn es gibt für sie einen Zwang zur Freiheit — in dem neuen Gewissen der anderen.

Man hat ihnen die Thüren geöffnet — nun sind sie zur Freiheit verurtheilt.





# Ein Wettlauf.





In Halle bereiteten sich Stadt und Univerſität zur Naturforſcherverſammlung vor. Alle Straßen waren feſtlich geſchmückt. Am Bahnhof hatte man ein hohes Blumenthor errichtet, zur Huldigung für die auswärtigen Gäſte. Abgeſandte des Komitees ſtanden bereit, die Fremden zu empfangen. Aber ihr Eifer fand wenig Bethätigung. Die meiſten der Ankommenden wurden ſchon auf den Perrons von geſchäftigen Gaſtfreunden eingeheimſt, Andere gingen mit einer geſliſſentlichen Sicherheit ihres Weges, als wollten ſie ſich recht als Kundige und Zugehörige erweiſen.

Zwiſchen allen dieſen zielbewußten Menſchen wurde eine Einſame mitgeſchoben, ein junges Mädchen, das ſich geduldig im Zuge hielt. Jetzt war ſie befreit. Sie blickte umher und faltete unſchlüſſig an ihrem Gepäckschein. Niemand kümmerete ſich um ſie. Hier erwartete man die Frauen nur als Zubehör der feſtberechtigten Männer. Erſt

als sie sich an einen der Rosettenträger wandte und ihn nach dem Universitätsgebäude fragte, stellte man sich ihr zur Verfügung. Sie dankte freundlich und lehnte ab.

Die jungen Leute sahen ihr nach, wie sie mit kleinen, festen Schritten unter ihrem Regenschirm die Straße hinunterging.

„Ob das auch eine Gelehrte ist? Sie sieht noch so jung aus.“

Fräulein Doktor Hedwig Ebeling wandert mechanisch weiter. Sie ist etwas enttäuscht. Von dieser Reise hat sie sich so viel Lebensaustausch versprochen, — nun fühlt sie sich genau so überflüssig wie in ihrer eigenen Stadt. Sie macht sich Vorwürfe, um dieser Feier willen ihren Posten verlassen zu haben. Vielleicht kamen nun gerade in diesen Tagen die ersten ersehnten Patienten? Den ganzen Sommer über wartet sie schon, und sie beginnt zu leiden unter dieser gespannten Unthätigkeit. Bis dahin hat sie immer nur gelernt und gearbeitet.

Bei ihr ist Alles sehr einfach zugegangen. Sie hat ihr Studium ohne große Illusionen begonnen und ohne besondere Hindernisse beendet.

Raum aus der Schule heraus, verlor sie ihren

Vater, zog mit der Mutter zum Bruder nach Zürich, half ihm, der Apotheker war, bei seinen Präparaten, gewann Interesse an der Naturwissenschaft und studirte dann regelrecht Medizin, machte, geschickt und energisch, wie sie war, zugleich ihr Abiturientenexamen, schloß ihre Studienzeit mit dem Doktor, bekam schnell eine Assistentenstelle an der Züricher Augenklinik und ließ sich endlich in Norddeutschland als Spezialistin nieder.

Und nun erlebte sie die erste Pause ihres Lebens.

Sie begann eine kleine Abhandlung zu schreiben, aber es fehlte ihr in der Kaufmannsstadt an wissenschaftlicher Anregung, an Rathenden und Mitstrebenden. Fast mit Sehnsucht dachte sie an einen und den anderen ihrer Kameraden, der ihr sonst gleichgültig gewesen war. Sie fühlte die Einsamkeit wie einen Schrecken. Manchmal nahm sie das rosig, halbjährige Baby ihrer Wirthin mit hinauf in ihre stille, erwartungsvolle Stube, küßte, und pflegte das warme, feine Ding und hielt es träumend im Schoß.

In diese Stimmung hinein war die Einladung nach Halle gekommen.

Und nun geht sie hier umher, mutterseelen-

allein. Unaufhörliche Sprühtröpfchen regnen aus einer stillen Luft auf sie herab. Alles ist schwül und grau, und das, was fröhlich scheint, eilt fremd an ihr vorüber.

Jetzt steht sie vor der Universität. Dort muß sie sich ihre Mitgliedskarte holen. Da bricht auf einmal die Sonne durch. Gerade über den grauen Würfel des Universitätsgebäudes zieht sich ein kräftiger Doppel-Regenbogen.

In der Aula war ein schweigsames, wohlgeordnetes Gedränge. Man schob sich zu den langen Tischen hin, wo der Ausschuß des Komitees saß, Auskünfte erteilte und an seinen Plätzen ordnete. Das Schlürfen und Hallen der vielen Schritte vom Steinboden herauf stimmte Hedwig feierlich. Vielleicht erinnerte es sie an Kirchengerausche. Ueberdies that es ihr wohl, einmal wieder Professorengeichter zu sehen. Sie kamen ihr vor wie langvermißte alte Bekannte. Als sie an den Tisch trat, sahen die Herren wohlgefällig auf. Es waren schon gestern zwei Teilnehmerinnen eingetroffen, eine Amerikanerin und eine Schwedin. Hedwig war entschieden die Jüngste und Hübscheste unter ihnen.

Vom Mitteltische stand, nachdem Hedwig ihren

Namen genannt hatte, ein älterer behender Herr auf und stellte sich ihr vor. Es war der Direktor einer der Kliniken. In seinem liebenswürdigen Sächsisch lud der Geheimrath sie ein, in seinem Hause zu wohnen. Er wollte gleich ein paar Zeilen an „seine Wilhelmine“ schreiben.

Er setzte sich wieder an den Tisch und schrieb, dabei nickte er ihr ein paar Mal väterlich gemüthlich zu.

Um sie herum ging das unaufhörliche Bewegungsgeräusch fort. Unsonnte Staubstreifen senkten sich von den hohen Fenstern herab. Die Silhouetten aller dieser Menschen erschienen plötzlich kompakt, von Sonnenfarben umzogen.

Hedwig wurde es seltsam zu Muth. Als habe sie genau daselbe schon einmal geträumt. Ganz dieselben Menschen in derselben Beleuchtung. Vor ihr der freundliche alte Herr, der schrieb und nickte, und dann — im Traume damals — war Einer aufgestanden, sehr groß, ernst, brünett, mit dunkeln, kurzlichtigen Augen unter scharfen Brillengläsern, der hatte sie, ohne ein Wort zu sprechen, in die Höhe gehoben und geküßt.

Sie wurde plötzlich dunkelroth.

Ein junger Mann, groß, ernst, brünett, mit  
Seine, Auf der Schwelle.

dunkeln, kurzsichtigen Augen unter scharfen Brillengläsern, sah sie an.

Oder hatte sie ihn zuerst fixirt?

In großer Verwirrung ging sie aus dem Saal und mußte nichts mehr von all den Auskünften, die ihr der gute alte Geheimrath gegeben hatte.

Abends bei der offiziellen Begrüßung sah sie ihn dann wieder.

Sie war mit der Familie ihres Wirths gekommen. Else, die jüngste Tochter, die „für Frauenbewegung schwärmte“, hing an ihrem Arm; an ihrer anderen Seite ging die ältere, eine Frau von Fischer. Sie entpuppte sich als Hedwig's Straßennachbarin in ihrer neuen Heimath. Ihr Mann sei Direktor der bedeutendsten Lebensversicherung dort.

Der Geheimrath stellte unaufhörlich vor. Berühmte Namen schwirrten in der Luft. Ein netter angeregter Kreis bildete sich um sie herum.

Hedwig hatte ihren besonders guten Tag. Sie fühlte, daß Reiz von ihr ausging, und diese Wahrnehmung wirkte wieder anregend auf sie selbst zurück. Sie fand auf jede Anrede eine passende oder anmuthige Erwiderung, die man lachend weitergab.



Man setzte sich an einem der „Spitzentische“ nieder. Unweit von ihnen flirtete die auffallend gekleidete Amerikanerin mit einem eigens dazu mitgebrachten Landsmanne; eine Schwedin dagegen, eine langzahnige, gutmüthige Dame, machte sich sofort zu Fräulein Ebeling's mütterlicher Traubant.

Mitten im Sprechen empfand Hedwig, daß Jemand hinter ihr sie ansah. Sie drehte sich um.

Da saß er am Nebentische unter den jungen Privatdozenten und blickte nach ihr herüber.

Warum kam er nicht und ließ sich vorstellen? Das befremdete sie und machte sie zerstreut. Eine Weile nachher hörte sie, daß ihn Jemand anrief: „Oho, Karstens, sogar Wein? Sind Sie denn nicht mehr Abstinenzler?“

„Heute schaffe ich mir eine Ausnahme,“ antwortete er. Die Stimme klang unerwartet hoch und gütig, so wie ein viel Aelterer verbindlich einem Jüngeren erwidert.

„Ist dieser große, dunkle Herr dadrüben ein Ausländer?“ fragte sie ihr Gegenüber, einen lebenswürdigen Zoologen, der alle Welt zu kennen schien.

„Karstens aus Königsberg? Ich glaube, er

ist Balte. Ich kenne ihn nicht weiter. Er ist Mathematiker, hat vor zwei Jahren hier seinen Doktor gemacht.“

„Ja, wir nahmen ihn 'mal mit aufs Professorium,“ sagte Else. „Papa war damals Decan und mußte ihn einladen. Furchtbar bedeutend, sagten die Herren, aber gräßlich schüchtern. Tanzen thut er gar nicht.“

„Warum sind Sie so still geworden, Kollegin?“ fragte der Geheimrath nachher.

„Ich?“ Und sie fing wieder an zu plaudern. Aber sie war froh, als der Geheimrath endlich aufbrach. Sie hatte sich auf einen letzten Blick in das dunkle, ernste Gesicht gefreut, das ihr plötzlich so grenzenlos lieb geworden war, aber er war nicht mehr da. Hedwig schlief in dieser Nacht keinen Augenblick. Heiß und müde lag sie da und dachte an Karstens. Immer sah sie ihn, wie er ernsthaft am Tische saß und sie betrachtete. Alle Worte, die ihr gerade einfielen, sprach sie sich auf Karstens Weise vor. Sehr deutlich und scandirt, dazu der verbindliche Tonfall. Dann wieder lachte sie sich aus, daß sie hier lag und mit ihm tändelte. Auf einmal fuhr sie in die Höhe und richtete sich im Bett auf. Er mißbilligte sie, das war klar. Warum

wäre er sonst nicht herübergekommen? Ihr wurde ganz schwindlig vor Scham. Sie nahm sich vor, ihm aus dem Wege zu gehen.

Am nächsten Morgen, beim Durchlesen des Festprogramms fand sie in der mathematischen Section eine „vorläufige Mittheilung“ des Doctor Ludwig Karsten angezeigt. Sie hatte Virchow hören wollen, der zur selben Zeit Vortrag hielt. Nun dachte sie nicht mehr daran.

Als sie in dem schmalen, dichtgefüllten Saale saß, begriff sie zuerst sehr wenig. Es störte sie auch, daß sie von ihrem Platze aus Karstens nicht sah. Sie war spät gekommen, voll Herzklopfens, konnte sich lange nicht sammeln und fand dann den Zusammenhang nicht mehr heraus. Wahrscheinlich fehlten ihr die Vorkenntnisse. Es handelte sich um eine Abhandlung über Zahlentheorie. Karstens gab den ersten, einleitenden Abschnitt seiner Arbeit. Er hatte eine merkwürdige Art zu sprechen. Knapp, in scharfen Definitionen, dabei oft fanatisch, wenn er seine mathematischen Ueberzeugungen zu vertheidigen hatte. Dazwischen wieder der gütige Ton, den Hedwig so gern mochte.

Ihr Herz füllte sich, je länger sie ihn hörte, immer mehr mit entzückter Liebe, so daß es ihr

fast zu schwer wurde. Sie hätte sich gern Jemandem mitgetheilt.

An den Gesichtern der Zuhörer merkte sie, daß es sich um Außerordentliches handeln müsse. Sie beugten sich weit vor von ihren Stühlen, gespannt und förmlich mitarbeitend. Wie man dasitzt und Bach'sche Musik verfolgt. Manchmal stießen sie einander befriedigt an. Am Schlusse erhob sich großer Beifall und angeregtes Gespräch. Viele gingen hin und gratulirten Karstens. Ein Gymnasialprofessor, den Hedwig vom vorigen Tage kannte, kam auf sie zu und sprach mit ihr. Karstens selbst könne noch gar nicht wissen, wohin ihn das führen werde, meinte er. „Aber eine Riesenarbeit, die er da vor sich hat. Fünf, sechs Jahre muß er sicher drangeben, ehe er überall Resultate bekommt. Zum Glück hat er jetzt das Privatdozenten-Stipendium auf zwei Jahr. Es wäre Jammer und Schade, wenn der Mann ums Brot sorgen müßte.“

Er drängte sich durch, um Karstens die Hand zu geben. Hedwig wurde von einem starken Impulse ihm dorthin nachgetrieben.

Nun stand sie dicht vor Karstens. Ihr war, als ginge eine Freude in seinem Gesichte auf. „Darf ich auch danken?“ sagte sie, ohne zu über-

legen. Sie streckte ihm die Hand hin. Er ergriff sie verlegen und drückte kurz und trocken ihre Fingerspitzen zusammen. Das Ganze schien ihm störend zu sein. Hedwig schämte sich wieder unsäglich. Sie weinte beinah.

Ganz verstimmt kleidete sie sich zum Rathhausfrühstück an.

Dort war's zuerst denn auch recht langweilig für sie. Neben ihr saß irgend ein höherer Beamter, der mit ihr nichts anzufangen mußte, wie sie nicht mit ihm.

„Haben Sie schon die Berühmtheit des Tages gesehen?“ fragte endlich ihr vis-à-vis, Herr von Fischer, dem sie leid that.

„Wer ist denn das?“ fragte sie, und ihr Herz klopfte.

„Ein Doktor Karstens aus Königsberg. Das soll ja ein Tausendsassa sein. So eine Art Copernicus. Da sitzt er übrigens. Ihr Wohl, Karstens!“

Hedwig bog sich zurück. Da sah sie ihn. Nicht sehr weit von ihr entfernt, an derselben Tischseite. Von dem Augenblicke an war Alles golden.

Später, bei einem Toast auf die Gäste, bekam sie Gelegenheit, mit Karstens anzustoßen. Sie

hatte ein helles Spitzenkleid an, das oben ein wenig ausgeschnitten war und ihr gut stand. Daran dachte sie, als sie vor ihm stand. Sie wollte ihm so gern ein bißchen gefallen. Und diesmal gelang es ihr. „Ah!“ sagte er, wie unwillkürlich, und stieß zweimal mit ihr an.

Später verlor sie ihn aus den Augen.

Der Rest des Tages brachte viel Unruhe, der nächste Morgen war der Wissenschaft gewidmet, da fand man sich denn gern am Nachmittage auf der Stadtparkinsel zusammen.

Ein Böcklin'scher Festtag unter dunkeln, stillen Bäumen, über denen ein ehern blauer Himmel steht. Heitere, schweigsam gewordene Menschen wandern über blumige Wiesen. Unter den Zweigen schwebt warmer Duft. Der Fluß zieht langsam vorüber, ganz bedeckt mit weißem Weidenfarn.

Hedwig ging mit der Schwedin. Sie pflückten sich große Sträuße gelber Ringelblumen und rothbrauner, zitternder Gräser. Man sprach von Zürich, Wagner, Ibsen und beobachtete eine Schar junger Mädchen, die eifrig ein Sauffpiel in Gang zu bringen suchten, wobei sie von den jungen Männern, die bereits schwere Festtage hinter sich hatten, nur schwach unterstützt wurden.

Plötzlich tauchte Karsten auf. Er kam hastig auf sie zu.

Ob er wohl ein wenig mitgehen dürfe?

O ja, das dürfe er.

Verlegen sah er von Einer zur Andern.

Er wäre ihnen ja wohl bekannt?

Die Schwedin lachte. Nein, vorzustellen brauchte er sich nicht, wenn es ihm so schrecklich wäre. Und sie hätten auch schon von seinem guten Vortrage gehört. Er wurde roth vor Dankbarkeit. Hedwig konnte kaum hinschauen, so erregte sie das. „Es ist Alles erst Zukunftsmusik“, sagte er.

Sie hatten den bunten Värn verlassen und gingen an der sonntäglich stillen Domäne entlang. Manchmal blieben sie stehen, athmeten auf und blickten befriedigt umher. Die Schwedin wollte wieder von Karsten's Erfolge sprechen, aber er brachte schnell die Rede auf ihre eigenen Arbeiten, von denen er nichts wisse. Ob sie auch Medicinerin sei?

„Auch!“ Hedwig war selig. Er wußte, daß sie Arztin war, er hatte nach ihr gefragt!

Die Schwedin sprach von den altnordischen Sagen, die sie jetzt herausgäbe. Karstens fand Anklänge an die Märchen seiner Heimath. So

redeten sie. Da sausten Zwei an ihnen vorüber. Ein Student in knapper Sammetpefesch und ein helles, hurtiges Mädchen, dem der Hut beim Laufen hin- und herwippte. Sie freuten sich an dem hübschen Anblick.

„Haben Sie unter Ihren Sagen auch die vom Wettlauf?“ fragte zuletzt die Schwedin.

Karstens meinte, es gäbe überall ähnliche. „Sie schildern wohl den Kampf des Frühlings mit dem Winter.“

Und dann erzählte die Schwedin in ihrem kindlichen Deutsch:

„Der Hirt und der weiße Bär machten eine Wette. Wer zuerst die steile Bergwiese erreicht, wird König sein über Wald und Weide.

Zusammen beginnen sie. Die Sonne brennt. Da wirft der Hirt seinen Pelz ab, um schneller laufen zu können.

„Gi, das thu' ich auch“, sagt der Bär, nimmt einen scharfen Stein und schneidet sich das Fell auf. Von oben bis unten. Halbnacht, blutend und wüthend vor Schmerz macht er noch ein paar gewaltige Sprünge und erreicht die Wiese.

„König!“ Da fällt er todt nieder.“ —

Es war dunkel geworden inzwischen. Die



ganze Insel wurde mit Lampions geschmückt, die wie leuchtende Insekten an den Büschen hingen. Das Fischer'sche Ehepaar mit ein paar anderen Gästen gefellte sich zu ihnen. Jetzt ging auch der Mond auf. Man beschloß zu rudern.

„Halloh!“ rief die Schwedin. Ein langer Kahn kam heran. Man stieg ein. Hedwig zuerst. Sie setzte sich auf das sonnenwarme Steuerbänkchen, Karstens ihr gegenüber. Es dauerte eine Weile, bis Alle ihren Platz fanden. Hedwig hielt den Kahn, indem sie die hängenden Weidengerten erfaßte. Karstens sah ernsthaft zu, wie ihr Hut beständig durch kleine Zweige in Gefahr gerieth. Er suchte das durch leises Vormwärtschieben des Bootes zu bessern. Hedwig empfand es wie eine sehr zarte Berührung. Sie konnte sich lange nicht entschließen, eine Aenderung vorzunehmen. Erst als sie fand, daß ihre Situation ihn beinahe quälte, ließ sie die Weide los.

Jetzt war man versammelt.

Der Schiffer ruderte. Eintönig knarrten die Riemen und zischte der Fluß. Ab und zu warf Einer ein Wort hin, das zog seine Kreise und flachte wieder ab, bis ein neues kam. Zuletzt zertheilte man sich in Einzelgespräche.

Hedwig und Karstens blieben ziemlich einsilbig. Dabei hatte Hedwig beständig die Empfindung, als kennten sie sich schon lange, und als würde sie zu Niemandem in der Welt ein solches Vertrauen haben, als zu ihm.

In demselben Augenblicke sagte er halb vor sich hin: „Ich weiß nicht, wie das kommt, sonst rede ich nie von mir. Ihnen möchte ich am liebsten immer erzählen.“

Sie betrachtete ihn aufmerksam und theilnehmend. Als er nicht weiter sprach, äußerte sie:

„Gestern Morgen in Ihrer Vorlesung bekam ich den Eindruck, daß Sie in einer Welt leben, die größer ist als die unsrige. Ohne Kompromisse und unklare Wünsche.“

Er nahm es schlicht hin: „Ja, ja.“

Dann fing er an von sich zu erzählen, wie er in den Ostseeprovinzen als der Sohn eines armen Landschullehrers aufgewachsen war. Sein Heißhunger nach der Wissenschaft, Stipendien, Entbehrungen, Erfolge und wieder Entbehrungen. Er sprach heftig, wie durch eine Erschütterung zum Reden gebracht. Es war etwas unfreiwilliges darin, wie ein Bluten.

Hedwig erschrak beinah vor dem Fanatismus,

mit der er von seiner Wissenschaft sprach. Er hatte Lehrer werden, früh ins Brod kommen sollen, aber er konnte die selbständige Arbeit nicht aufgeben. Bis auf's Aeußerste hatte er gekämpft mit jeder Noth, um die Universitäts-carrière einschlagen zu können. Jetzt war er in der Bahn. Nur noch ein paar Jahre die Arme frei, dann wäre er zufrieden.

Hedwig kamen die Thränen in die Augen. Wenn sie doch irgend etwas dazu beitragen könnte, die Wege dieses mageren, ascetischen Menschen sanft zu machen!

Am Inselufer flammten bengalische Dichter auf. Büsche und Rasen standen in farbiger Gluth.

Frau von Fischer schlug vor, das Feuerwerk vom Stadtufer aus zu betrachten. Man stieg aus und vertheilte sich thunlichst unter der schauenden Menge.

Hedwig und Karstens blieben still bei einander, ohne zu sprechen. Nur wenn sich eine hohe, goldne Garbe in die Luft erhob und, sich langsam senkend, tausend Sternchen niedersäte, blickten sie sich an, als siele dort drüben unzählbares Glück hernieder, und sie müßten hingehen und sich gegenseitig ihre Hände damit füllen. Sie standen, von ihrer Ge-

fellschaft abgedrängt, unter all' den Menschen wie allein. Endlich verließen sie die Uferstraße. Mit unbeherrschten Schritten und suchenden Händen gingen sie eine Weile bergauf bis zu dem steilen Platze, den die alte Moritzburg überschaut.

Die Fensterhöhlen der alten, romantischen Ruine waren mit Mondlicht gefüllt. Drüben am Neubau, in dem man das Militärlazareth untergebracht hatte, schritt ein Soldat langsam auf und nieder. Sein Gewehr glitzerte regelmäßig auf und erlosch.

Ohne zu wissen, warum, gingen sie dreimal die Burgmauer entlang, vom Laternenschein ins Dunkel und zur neuen Laterne. Gerade in der Mitte des Weges blieben sie jedesmal stehen, als wollten sie die Dunkelheit auskosten.

„Da unten spielen sie Tennis,“ sagte Karstens endlich, wie geistesabwesend.

Drunten im Burggraben sah man weiße Bierdecke auf den Boden hingezogen.

„So? Spielen sie da?“ erwiderte Hedwig.

Sie lehnten nun über der Brüstung dicht nebeneinander. Da legte er seinen Arm um ihre Taille und preßte sie an sich. Dann beugte er sich weit hinab, wandte den Kopf zurück, und so, gleich-

sam aus der dunkeln Tiefe herauf ihren Lippen belegend, küßte er sie.

Er war selbst ganz erstaunt, als er es that. Als er aber in ihre nahen, zärtlichen Augen sah, verstand er, daß sie ihm gehörte.

„Du Feine, Kührende!“ sagte er inbrünstig.

Dann erhoben sie sich und gingen, soweit die Dunkelheit reichte. Ihre Hände verließen sich nicht mehr.

„Ist es denn wahr, wirklich wahr?“ flüsterte er gequält und heftig.

Sie nickte.

„O Du! Ich habe ja noch nie — Wenn man immer nur das eine Ziel hat — Und ich hätte auch nie von selbst den Weg zu Dir gefunden.“

„Du hast es mir also angemerkt? Wann denn?“

„Schon in der Vorlesung und dann — Herrgott, ich habe gar nicht gewußt, daß ein Mensch den andern so glücklich machen kann. Aber jetzt — — nicht wahr? Jetzt bleibst Du mir? Ich kann ja gar nichts mehr fühlen außer Dir. Und hier — hier kann ich Dir ja überhaupt nicht sagen — —“

Seine Stimme bebte. Er war todtenblaß. Das that ihr weh.

Sie zog ihr Kämmchen aus der Tasche und fuhr ihm damit ein paarmal leise durch das dunkle schlaffe Vorderhaar. Da wurde er ruhiger.

„Laß uns zurück,“ sagte Hedwig. „Sie suchen uns.“

Am Ufer war es jetzt übersehbar. Man fand sich schnell zusammen.

Karstens verabschiedete sich aufgeregt und steif. Er war noch immer leuchtend blaß. Frau von Fischer sah bedeutungsvoll auf Hedwig. Dann setzte man über und brachte das Fest zu Ende. —

Hedwig schlief prachtvoll die ganze Nacht hindurch. Sie war ganz ruhig und glücklich geworden.

Nach dem Kaffee am anderen Morgen behauptete sie, sie habe Briefe zu schreiben und begab sich mit ihrer Schreibmappe in den Garten. Sie wußte bestimmt, Karstens würde kommen. Sie setzte sich unter der alten Niesenkastanie nieder, die den Vordertheil des Gartens beherrschte, blickte nach der Straßenpforte und wartete. Der alte Baum schuf ihr unter seiner Wölbung ein wohl verborgnes, grüngoldnes Sommergemach, in dem

ihr erst sehr freundlich zu Muthen war, dann aber die Zeit zur Pein wurde. Sie begann zu frieren vor Erwartung. Da sah sie ihn. Zögernd und kurzfristig kam er am Gitter entlang. An der Thüre ging er noch einmal zurück. Sie erhob sich. Da kehrte er um, öffnete das Gitter und sah sie vor sich stehen.

„Wollten Sie wieder umkehren?“ fragte sie, halb neckend, halb beklommen.

Er betrachtete sie, ohne zu antworten. Endlich nahm er den Hut ab. Auf seiner Stirne glänzten große Tropfen. Das Herz zitterte ihr vor Mitleid und Angst. Ihre Zuversicht war wie weggeblasen.

„Wir können hier nicht stehen bleiben,“ sagte sie mühsam. Sie ging ihm voran und setzte sich von Neuem unter den Kastanienbaum. Er stand vor ihr. Sie sah, daß er litt. Halb schüchtern, halb verlockend streckte sie ihm die Hand hin.

„Erst lassen Sie uns besprechen,“ sagte er abwehrend.

„Besprechen? Was?“

Er setzte sich neben sie und zog an seinen Handschuhen, die ihm zu weit waren. Seine Rippen zitterten. „Es war Thorheit von mir —

das gestern. Unverantwortlich. Ich darf jetzt einfach nicht an Heirathen denken. Wie kann ich denn? Ein Mensch, der selber kaum zu essen hat," fügte er voll Bitterkeit hinzu.

Sie neigte sich ihm entgegen und gab ihm einen frischen, herzhaften Kinderfuß. „Unsinn!“ sagte sie drollig. Nichts weiter. Aber sein Gesicht verklärte sich. Er lehnte seinen Kopf an ihre Schulter.

„Wirfst Du denn warten wollen, Liebste? Viele, viele Jahre vielleicht, bis ich mein Buch fertig habe und eine Professur bekomme?“

Sie lachte. „Warten? Nein, ich werde thun.“

Er sah sie fragend an.

„Na ja! Ich werde doch ebenfalls verdienen.“

Sein Gesicht veränderte sich.

„Ist Dir das nicht recht —? daß ich einen Beruf habe?“ fragte sie bekümmert.

Er besann sich einen Augenblick. „Nur ungewohnt. Ich habe nie daran gedacht. Die ganze Frage liegt mir fern.“

„Ein Wettlauf also!“ sagte er nach einer Weile.

Es durchfuhr sie wie ein Scheltwort, und sie entgegnete hastig: „Nein, kein Wettlauf. Wir



laufen zu einander. Und wo wir uns treffen, da ist das Ziel.“

Er lächelte, aber sie fühlte wohl, daß er litt.

„Denke nur nicht, daß Du 'mal eine reiche Frau bekommst!“ fing sie mit gezwungener Lustigkeit wieder an. „Bis jetzt ist es ja lächerlich, überhaupt davon zu sprechen. Kaum ein paar Groschen habe ich erst bekommen. Aber siehst Du, es ist doch immerhin eine Beschäftigung für mich, damit ich mir nicht so ganz unthätig vorkomme, Dir gegenüber.“

Sie konnte sich nicht genug thun im Berkleinern ihrer selbst. Es kam über sie wie ein Demuthsrausch. Mitten in ihre Bertheidigung hinein kamen die Geheimrätthin und Fischers und Else mit Frühstücksbutterbrot. Karstens sollte bleiben, wollte aber nicht. Hedwig begleitete ihn an die Thüre, obgleich sie wußte, Else würde sie nachher damit necken.

„Nachmittags reise ich,“ sagte sie leise.

Er wurde ganz blaß. „Schon? Dann sehe ich Dich nicht mehr? Das geht nicht, daß ich Dich so lange nicht haben soll. Herrgott, wenn ich Dich erst behalten könnte für immer! Warum bin ich noch nicht so weit?“

Er sah, daß sie ein „oder ich!“ unterdrückte. „Wenn die Sache so wird, wie ich denke — vielleicht geben sie mir schon vorher eine Professur — noch eh' ich fertig bin, und sonst — Nicht wahr, mein Liebling, wer von uns beiden zuerst kann, heirathet den Andern. Meinst Du es so? Ist es Dir so recht?“

„Mein Lieber, Guter!“ Sie war zu aufgereggt, um sprechen zu können.

„Ich komme zum Bahnhofs.“

„Adieu“ —

Gegen Abend reiste sie ab.

Es kamen allerhand gleichgültige Leute, um Abschied zu nehmen und ihr Bouquets zu geben. Als Ludwig Karstens erschien, hatte sie nicht einmal eine Hand frei für ihn.

Er war ganz erschrocken über die Blumen. Ihm war es überhaupt nicht eingefallen, daß er ihr zum Abschied etwas hätte bringen können. Nun verdarb er sich den letzten Augenblick damit, daß er sich darüber ärgerte. —

Die Halle'sche Reise wurde für Hedwig ein Wendepunkt. Auch äußerlich, denn auf einmal war er da, der Erfolg.

Frau von Fischer, die in der Gesellschaft ihrer

Stadt eine maßgebende Persönlichkeit war, nahm sich ihrer an und führte ihr Patienten zu. Gleich bei der ersten, einer alten, vornehmen Dame, konstatierte Hedwig „grünen Star“. Ein augenblicklicher Eingriff war nöthig und schaffte der alten Dame Erleichterung. Sie pries ihre Ketterin allerorten. Dazu kam, daß der Halle'sche Geheimrath seinen Einfluß auf die Aerzte ausübte, so daß sie Hedwig empfahlen.

Schneller, als sie es hätte hoffen können, wurde sie genannt und gesucht. Auf Frau von Fischer's Rath nahm sie sich eine hübsche, weitläufigere Wohnung, eine bescheidene Geselligkeit stellte sich ein, sie gewann an Ruf und Geld, Alles glückte ihr.

Wenn sie Abends vor ihrem Krankenjournal saß, um die tägliche Eintragung zu machen, blätterte sie oft gedankenvoll zurück. Es war wie eine kleine Biographie, die sie da vor sich hatte. Zuerst ein paar verstreute April- und Mainotizen, Zufallspatienten, denen sie die Heilmittel noch gratis zugab, dann lange Pausen. Die schematischen Augen am Rande jeder Seite schienen beängstigt ins Leere zu starren.

Dann aber, im Herbst, kamen sie anmarschirt,

die pompösen Ziffern. Sie standen da, wie tapfere kleine Soldaten, die in Reih' und Glied vorwärts stürmen. Und über jeder Seite eine unsichtbare Devise:

„Wer von uns beiden zuerst kann, heirathet den Andern.“

Wie ein Trompetenstoß hat das sie jeden Morgen geweckt. In allen Stunden des Zweifels und der Ermattung ist es ihr ein tröstliches Erbauungslied gewesen. Und Nachts, wenn sie mit offenen Augen träumend vor sich hinlächelte, wurde es ihr zum leisen, verheißungsvollen Zwiegezwitscher nesterbauender Vögelchen.

Hedwig trug in dieser Zeit ein solch' jubelndes Kraftgefühl mit sich herum, daß sie gewiß war, die Sterne würden sich ihr geben, wenn sie danach die Arme recken möchte. Von Karstens hatte sie etwa jede Woche einen Brief. Er war nicht sehr redselig, gleichsam noch unaufgefaltet. Niemals hatte er einen Vertrauten gehabt. Er mußte sich an Mittheilen erst gewöhnen, so sehr es ihn beglückte.

Aber dennoch lebte sie mit ihm. Mit seinen Mühen, seinen Exaltationen bei der Forschung und mit seinen kargen Freuden. Ihre Liebe zu

ihm wuchs immer kräftiger heran. Fast mit religiöser Andacht blickte sie hinab in die Tiefe und Lauterkeit seines Wesens, die sich überall offenbarte, und seine rührende Unbeholfenheit auf allen Wegen des Gefühls ergriff sie. Manchmal hatte sie den Eindruck eines ernstern, heiligen Kindes, das sie zu hüten berufen war. Sie selbst war weich und spielerisch wie nie in ihrem Leben. Ihre Sprechstunde hatte sie so gelegt, daß sie ihr die tägliche Briefermwartung verkürzte. Sie mußte genau, wann die Post aus Königsberg eintreffen konnte.

In ihrem Schreibtisch bewahrte sie ein Löschblatt, das sie nur für ihre Briefe an ihn benutzte und Mittags schob sie Glas und Compottellerchen ein wenig seitwärts, um sich einzubilden, da stünde noch ein zweites Couvert für Ludwig.

Sie hatten sich nicht wiedergesehen seit Halle. Hedwig fühlte sich gebunden, und Karstens fehlte es an Geld zur Reise.

Jetzt endlich, nach mehr als einem Jahre, kam er.

Sie hatte ihr Zimmer mit blühenden Gewächsen geschmückt, alle Thüren waren geöffnet. Das hübsche neue Buffet, die Ampel, Alles sollte sich recht präsentiren.

Zuerst kam er ihr ein wenig fremd vor, als er eintrat. Sie hatte vergessen, daß er so sehr groß war. Unvermuthet fühlte sie sich befangen. Sie gab ihm still die Hand. Er blieb vor ihr stehen und sah sie fragend an. Dann erzählte er schnell und ärgerlich von Berlin. Er war beim Minister gewesen, um sich über seine Aussichten Klarheit zu schaffen. „Ich kam mir vor, als wollte ich betteln,“ sagte er grimmig. Das überkam sie, denn sie wußte, daß er nur für sie das Unge- wohnte sich auferlegt hatte. Sie schlang beide Arme um seinen Hals und gab ihm ihre Lippen. Da redete er sanfter weiter. Der Minister hatte ihm als Ausländer keine Hoffnung machen können. Sobald eine Stelle frei würde, habe er schon mehrere Aspiranten zu bedenken.

„Na, dann heißt es eben arbeiten und zeigen, daß man was ist.“

„Aber das weiß man doch schon! Du hättest nur hören sollen, wie sie in Halle von Dir sprachen!“

„Junge Leute, Menschen ohne Einfluß! Ehe ich nicht ganz klare Resultate habe — auf dem ganzen Gebiete —, kann ich nichts erwarten. Und all' das Unfertige herausgeben, nur um Lärm zu

machen — das will ich einfach nicht. Ich bin eben ein unpraktischer Mensch. Nicht?“

„Ja,“ sagte sie selig.

Dann zeigte sie ihm alles Neue, und wie elegant es bei ihr sei. „Ich komme mir ja vor wie ein Proletarier neben Dir,“ sagte er scherzend. Aber sie mochte das nicht. Nachher, beim Essen, spielten sie junges Ehepaar, fütterten einander wie kleine Kinder und sprachen von „ihrem Haushalte“. Sie fand ihn so entzückend, wenn er einmal kindisch war.

Dann aber, nach Tische, kamen fortwährend Leute, die Geld brachten. Hedwig mußte aufstehen und auf ihren Visitenkarten quittiren. Sie that es verlegen und flüchtig. Sie schämte sich vor Ludwig. So, als könne er all' dieses Geld wie eine Ueberlegenheit von ihrer Seite empfinden. Sie entschuldigte sich förmlich. „Du kommst gerade zum Jahresschluß. Sonst geht's mir längst nicht so gut.“

Er nickte, wollte etwas sagen und unterließ es wieder. Hedwig streichelte ihm das Haar. Es that ihr leid, daß er sich den Tag mit Grillen beschwerte. Sie hätte ihn gern da vorbeigeführt und fand nicht gleich das sichere Wort.

Es dauerte eine Weile, bis ihnen die Freude zurückkam.

Der kurze Tag ging nieder. Im Dämmer kam ein junger, hübscher Mensch und zahlte. Er sagte ein paar herzliche Worte von Dank und Sorgfalt, küßte Hedwig die Hand und ging.

„Das war ein unbequemer Kranker,“ sagte Hedwig, „ich mußte ihn in eine Anstalt bringen lassen. Sein ganzes Nervensystem war in Unordnung. Er hat eben immer darauf los gelebt — Was hast Du?“ fragte sie erschrocken. Er legte den Arm um sie, die vor ihm stand, und preßte den Kopf an ihren Leib. „Ich wollte, ich könnte Dich erst mit mir nehmen, aus Allem heraus.“

„Bist Du eifersüchtig — auf meinen Beruf?“

„Nein, nur traurig, daß Du nicht Alles von mir empfängst, Beschäftigung, Tagesinhalt, Freude.“

„Thyran!“ Sie streichelte sein heißes Haar. „Und weißt Du nicht, ich thue doch nur für Dich. Damit wir recht bald heirathen können.“

Er stand auf und ging im Zimmer herum. Ihr Herz begann zu klopfen vor Schreck über das, was sie gesagt hatte, und was ihn in diesem Augenblicke bestimmt schmerzen mußte. Aber sie



wollte ihn so gern an das erinnern, was er zum Abschied gesagt hatte, und von dem sie immer noch zehrte: daß es gleichgültig sei, wer den andern heirathet.

Plötzlich küßte er sie heiß.

„Und Du bist hier allein mit solchen jungen Leuten, allein in diesem hübschen Zimmer — und bist so reizend, so wunderschön!“

„Eudwig!“ sagte sie bittend.

Er ließ sie los. „Ich will jetzt gehen. Es ist besser.“

„Nein, bleibe noch. Wir haben uns so selten. Fahre Nachts. Willst Du?“

Er sah von ihr weg. „Ich kann nicht, Eudwig! Ich halte das nicht aus. Nein, laß mich fort.“

„Ja, ja, geh,“ sagte sie leise. —

Sie fühlte das Fremde, Gewaltfame in ihm, gegen das er sich wehrte. Und sie wollte ihm gerne helfen.

Auch gegen sie selber.

Aber dieser Besuch hinterließ ihr eine unbestimmte Traurigkeit. Jrgend etwas stand gegen sie auf und drohte ihr entgegen.

Im Laufe der nächsten Wochen schrieb Karstens

selten. Es war etwas Verhetztes in seinen Briefen. Ab und zu eine mißtrauische Frage, als könne Hedwig bei ihrem beständigen Vorwärts eines Tages ihn verlassen, an ihm vorübergehen. In seiner Arbeit erlebte er gleichfalls Enttäuschungen. Seine Hypothese bewährte sich nicht überall, wichtige Resultate verschleierten sich. Und doch war er seiner Behauptungen gewiß!

Er arbeitete unsinnig, schlief wenig und aß nur das Nöthigste. Manchmal war er wie verzweifelt vor Sehnsucht und vor Gram, daß er nicht zum Ziele kommen konnte.

Hedwig sorgte sich bitterlich. Nur in großen Pausen erhielt sie Nachricht und auf ihre Briefe Erwiderung. Gegen das Frühjahr zu fühlte sie, wie er ihr langsam entglitt.

Im Mai schrieb er ihr: „Dieser Zwischenzustand verzehrt mich. Ich kann nicht fruchtbar arbeiten dabei. Ich bitte Dich, laß uns eine Weile ruhen von einander. Sobald ich eine Aussicht sehe zu heirathen, hole ich Dich mir.“

Da verstummte sie. Geduldig ging sie in ihrem Berufe weiter. — Aber das ewige Warten und Hoffen rieb sie auf. Sie fühlte sich altern. Nicht einmal die pompösen Zahlen in ihrem Buche

machten ihr noch Freude. Die Fahne, unter der sie marschirten, wehte nicht mehr, ihre Devise war verblühen.

Viele, viele Briefe hat sie an ihn geschrieben damals. Das Geheimfach ihres Schreibtisches ist ganz gefüllt davon — denn sie hat keinen einzigen abgesendet. Sie wagte es nicht. Jeder dieser Briefe sagt dasselbe. In zärtlichen, offenen Worten und in vorsichtig gewundenen. Schmeichelnd, fordernd, überredend, überlistend — und manchmal nur ein Schrei. Immer das Eine hat sie geschrieben: „Komm! Ich verdiene jetzt genug, laß uns heirathen. Komm zu mir. Hier kannst Du Deine Arbeit vollenden. Ich pflege Dich. Hier hast Du Glück und Ruhe. Laß uns nicht die jungen, blühenden Jahre ungenossen verstreichen. Hier sitze ich und sehne mich zu Dir, wie Du zu mir.“ Aber jedesmal, wenn sie zum Schlusse kam, versagte ihr Muth. Sie fürchtete sich davor, ihm als Gebende zu erscheinen.

Ein Billet der Frau Generaldirektor von Fischer machte diesem Schwanken ein unerwartetes Ende.

Die gutmüthige junge Frau schrieb:

Mein Mann hat Deinem Karstens von einer

pekuniär äußerst günstigen Stelle Mittheilung gemacht. Es wird ein Mathematiker an der großen deutschen Lebensversicherungs-Gesellschaft in Petersburg gesucht. Man will Jemanden, der beide Sprachen beherrscht. Das ist für Karstens wie geschaffen. Mit seiner Professur wäre es doch noch im weiten Felde gewesen. Nun könnt Ihr zum Oktober schon heirathen.“

Hedwig steckte nachdenklich den Brief in sein Couvert zurück.

Und auf einmal besiel sie ein Schreck.

Ludwig wird doch nicht zusagen? Ihretwegen? Sie sind ja beide so müde des Wartens.

Aber das wäre Vernichtung für ihn. Unlustiges Bureautagewerk! Keine Zeit zu haben für eigene Arbeiten!

Wenn sie doch jetzt bei ihm wäre, um ihn vor solchen Entschlüssen zu schützen!

Einen Augenblick denkt sie wieder an Schreiben. Dann aber rafft sie all' ihren Muth zusammen. Sie wird reisen. Nach Königsberg zu Karstens.

Glücklich, als habe sie sich selbst ein Geschenk gemacht, trifft sie ihre Vorbereitungen.

Abends fährt sie ab.

Die Nacht verging ihr wie eine einzige Stunde.

Sie bildete sich ein sehr ruhig zu sein, aber es war nur die übergroße Aufregung, die alles Neben-  
fächliche erdrückte.

In Königsberg begab sie sich, nah am Bahnhofe, in ein Hotel, schrieb ein paar Zeilen, in denen sie kurz ihre Ankunft meldete, und schickte sie an Karstens.

Sie erhielt sehr schnell die Antwort: „Ich komme um 1 Uhr, nach der Vorlesung.“ Da brach sie in Weinen aus. Die Spannung hatte nachgelassen. Sie konnte nicht mehr. Ueber eine Stunde mußte sie noch warten. Sie legte sich auf das Sopha, las eine unterwegs gekaufte Zeitung und strich dabei unbewußt beständig zwischen ihren Brauen hin und her, da, wo sich leicht ein kleines Fältchen bildete, wenn sie abgesspannt war. „Wie ruhig ich bin,“ dachte sie wieder, ganz kaltblütig, beinahe berechnend. Und ich lese da, als wäre dies ein Tag wie jeder andere. ‚Völnbewegung der Tappetirer — Reichstagsersatzwahl! — — Und dann wird sie ihm sagen: ‚Warum sollen wir unsere jungen, blühenden Jahre‘ — ‚Bezirksarzt Medicinalrath Dr. Spemer ist spurlos verschwunden‘ — ‚Warum sollen wir unsere jungen, blühenden Jahre‘ — Und dann wird er sagen — —

Sie fühlte sich plötzlich von einer tödtlichen Angst ergriffen. Wenn er sie nun gar nicht mehr liebte?

Sie liest seinen lakonischen Bescheid noch einmal. Kein „Du“ und kein Wort, daß er sich freut.

Wenn er sie nun schon ganz abgethan hat?

Was fängt sie an? Gott, Gott, was fängt sie an?

Sie muß wieder abreisen. Gleich. Sie beginnt, ihre Stuis und Cartons wieder einzupacken. Sie hatte sich so schön machen wollen für ihn!

Da klopft es; Karstens tritt herein.

In der ersten Ueberraschung lächeln sie beide einander an, als wäre nun Alles gut.

Dieses Lächeln des Wohlgefallens, auf dem sie ihn ertappt, beruhigt Hedwig. Karstens mag Aehnliches durchmachen. „Ich glaubte schon, Du seist gekommen, um zu lösen,“ sagt er erleichtert. Sie schüttelt nur den Kopf. Wie elend er aussieht! Ihre Blicke gehen angstvoll über sein eingefallenes Gesicht.

Sie stehen noch immer zwischen Thür und Angel. Nun tritt sie ins Zimmer zurück und macht eine Bewegung, die ihn bittet, einzutreten. Er bleibt auf der Schwelle stehen. Sie sieht, daß er sich

gegen sie verhärtet. Aber jetzt fühlt sie sich stark. Sie will fliegen.

„Guten Tag,“ sagt sie lächelnd und gibt ihm die Hand. „Weißt Du, daß wir uns noch gar nicht guten Tag gesagt haben?“

Schweigend und mit kurzem, ablehnendem Drucke preßt er ihre Finger zusammen. Dann beginnt er rastlos im Zimmer auf und ab zu gehen. Sie sitzt auf dem Fensterfessel unbeachtet.

Es roch nach Teppich und Gas da drinnen. Wie sie ihm mit den Augen nachwanderte, empfand sie erst die Trivialität dieser Umgebung mit ihrem steifen Möbelarrangement, den künstlichen Blumen in den Vasen und den symmetrisch geordneten rothen Reisebüchern auf dem Tisch. Sie hatte das unklare Gefühl, alle diese Banalität stünde gegen sie auf als ein Feind.

Sie erhob sich. „Wollen wir ein wenig gehen?“

„Ja, Du hast Recht. Hier erstickt man noch ganz.“

Auf der Straße schritten sie still neben einander und blickten in sich hinein. Die lange, hügelige Straße war erfüllt vom Geräusch der Lastwagen und dem Gedudel zweier Leierkasten, die sich gegenseitig überlärmten. Die Sonne stand

gerade über ihnen so, daß sie ihren eigenen Schatten zwischen den Füßen hatten. Hier und da, wenn sich eines der tiefen, alten Häuser plötzlich öffnete, strömte eine kellerartige Kühle auf sie ein. Sie gingen am Schloß vorbei, Karstens erklärte das alte Gebäude sammt seinen Neubauten, und Hedwig hörte zu, als sei sie eigens dazu hergekommen, das zu erfahren.

„Wohin gehen wir?“ fragte sie endlich müde. „Man kommt sich so heimathlos vor bei diesem zwecklosen Umherlaufen.“

„Wollen wir vielleicht in eine Gartenwirthschaft?“ fragte er unbehülflich. „Du wirfst hungrig sein?“

„Ich kann nicht essen.“ Sie las den Straßennamen. „Aber da sind wir ja bei Dir, in Deiner Straße.“

„Ja, da oben wohne ich.“

„Laß mich Deine Stube sehen. Das möchte ich so gern. Sehen, wo Du lebst. Ja?“

Er blieb unentschlossen einen Augenblick stehen.

„Willst Du wirklich? Aber ist das nicht —“

„Unschicklich? Wahrscheinlich. Aber Du und ich — sollen wir bei jeder unsrer Handlungen die ganze öffentliche Meinung um Erlaubniß fragen?“



„Mit wieder gewonnener Elasticität steigt sie die hochstufigen Treppen hinauf.

Es ist eine einfache, rührende Stube mit zusammengekauften Möbeln von gestrichenem Tannenholz. Ueberall Bücher. Ein alter, großer Ledersstuhl, ein abgetretener Teppich, kaum größer als der Tisch. Am Fenster der Schreibtisch. Ueber dem Kopfhaarsopha ein Medaillon von Gauß und das Bild seines eigenen Vaters.

„Es ist freilich nicht so schön wie bei Dir.“

„Ich finde es wunderschön,“ sagt sie ernsthaft.

„Kein Zimmer könnte mir lieber sein.“

Er steht noch immer mitten in der Stube, geschlossen und hart.

Sie sieht ihn bittend an. „Sei doch nicht so.“

In seinem Gesicht beginnt es zu zucken.

„Freust Du Dich, daß ich da bin?“

Gegen seinen Willen lächelt er. „Vielleicht wäre es mitleidiger, Du wärest nicht gekommen.“

„Warum?“

Er preßt seine beiden Hände ineinander. Und da bricht es wie ein Schrei aus ihm heraus:

„Du reißest ja an mir. Du reißt an mir! Begreifst Du nicht? Ich bin kein Mensch, der nebenbei lieben kann. Zur Erholung! Dazu bin

ich zu schwerblütig. Und Alles dies noch einmal durchmachen — Du weißt ja nicht. Zwischen allen Zeilen Dein Gesicht! Zu jeder Thür kamst Du herein. Da am Schreibtisch hast Du immer gefessen und mir die Blätter verwirrt. Und Nachts — ich wurde ja verrückt von alle dem. Da schrieb ich's Dir dann. Ich konnte nicht mehr. Wie eine brennende Leere lag es in meinem Hirn und hinderte mich an der Arbeit — und die Arbeit ist ja doch der einzige Weg zu Dir.“

„Der einzige?“

„Der einzige für mich. Ja.“

Er sprach ihr von der Petersburger Stelle. Verächtlich, wie abgethan. „Aber es war eine große Versuchung, Hedwig. Begreifst Du nun, daß Du an mir reiße?“

„Das will ich ja, mein armer Schatz!“ sagt sie zärtlich, bis ins Innerste erschüttert, aber unbeirrt in ihrem Entschluß. „Das will ich. Dazu bin ich gekommen. Alles abreißen. Alle überflüssigen Bedenken, in die Du Dich einhüllst.“

Er wird dunkelroth. Er hat sie verstanden.

„Ein Mann, der geachtet bleiben will vor sich selbst und Anderen, darf sich nicht von seiner Frau erhalten lassen,“ sagt er hart.

„Aber das sind Vorurtheile!“

„Gut, nenn' es so. Aber es gibt Vorurtheile, die man nicht abwerfen darf, ohne sich selbst aufzugeben. Sie sind ein Bestandtheil unserer Existenz geworden, uns in Fleisch und Blut übergegangen, wir können sie nicht nach Gefallen ablegen, um uns zu erleichtern.

Sie hätte jetzt, anstatt zu disputiren, lieber seinen dunkeln Kopf in ihre beiden Hände genommen und ihm das leidvolle Gesicht froh geküßt. Aber sie fürchtete sich davor, ihn zu verscheuchen.

„Wenn ich nun eine reiche Erbin wäre —“  
sagte sie wieder an.

„Eine reiche Erbin?“ wiederholte er zerstreut, mit ihrer Gegenwart beschäftigt. „Das wäre dann nicht Dein Verdienst.“

„Und dafür soll ich leiden, daß ich Geschick — oder Glück beweise?“

„Sophistin,“ sagte er mit müder Zärtlichkeit. Dann aus einer tiefen Versunkenheit sich aufraffend, begann er scheinbar bedächtig, dann aber in bittere, höhrende Heftigkeit ausbrechend: „Eine Erbin heirathen, ja, das kann man. Sie gibt das Geld, der Mann gibt ihr die Stellung und den Frauentitel. Denn wenn ich sagte, ‚erhalten‘, so meinte

ich damit nicht nur das Geld. Ich meinte, daß ein solcher Mann weder in bürgerlicher noch intellectueller Beziehung als Hausvorstand betrachtet werden kann, daß er einfach Alles durch die Frau erhält. So, wie es bei uns sein würde. Denn ich wäre nichts als ein Luxusgeschöpf in Deinem Haushalte, ein unbequemes Hausthier, das man füttert, weil man es einmal besitzt.“

„Ludwig!“

„Verzeih,“ sagt er weicher, „wenn ich Dir ein wenig von dem elenden Troße gezeigt habe, an den ich mich klammern muß, um zu bestehen. Du siehst, ich habe kein Talent zum Spagen. Und so muß ich Dir wiederholen: Du hast Dir Alles bereits selbst erworben, was ich Dir geben könnte, Du brauchst den Frauentitel nicht mehr hinzu.“

„Deine Frau zu sein, das brauche ich.“ Sie ist jetzt sehr nahe zu ihm getreten. Deutlich sieht sie an seinem mageren Halse die Adern klopfen und das Zittern der Rippen unter dem Schnurrbarte. Mit herabhängenden Händen steht sie vor ihm, aber ihre Stimme schmeichelt und drängt sich an ihn heran wie umschließende Arme.

„Komm. Warum sollen wir uns quälen. Komm doch zu mir, wenn Du es fühlst wie ich,

daß jede Stunde, die wir nicht zusammen leben, vergeudet ist.“

Er athmet tief, faßt wie ein Stöhnen.

„Siehst Du, Du wirst in Deiner Arbeit weiter kommen, besser als bisher. Denn ich pflege Dich und Sorge dafür, daß Du nicht gestört wirst. Und dann, in Jahren, wenn Dein Werk beendet ist, bekommst Du Deine Professur. Nicht wahr? Inzwischen hat man doch gelebt, ist bei einander. — Glaubst Du nicht auch, daß es hübsch wird, bei uns?“

„Bei Dir,“ sagt er heiser.

„Eudwig! Wenn Du das abthun könntest, dieses Rechnen und Abwägen. Warum muß denn der Mann der Gebende sein? Weil es bis jetzt so war? Weil es die Tradition verlangt? Befreie Dich doch. Fühlst Du nicht, daß Größe darin liegt? Wirf ab, was Dich hindert. Mach Dich frei.“

Ganz sacht und schüchtern lehnt sie ihr Gesicht an seine heiße, bebende Brust.

Er legt leise den Arm um sie, wie um sie zu stützen, dann aber, mit einem seltsam schmerzlichen Aufschluchzen, preßt er sie fest an sich heran, als solle sie ersticken. Ein Regen von glühenden Küffen bedeckt ihr Haar und ihren Nacken.

„Liebe — Liebe!“ Er ist wie verzweifelt.

Schritte klingen im Hause, eine Thür wird zugeschlagen, jetzt springt die seine auf. Vielleicht aus Zufall. „Es kam Jemand,“ sagt Karstens scheu und athemlos.

Schweigend blickt sie zu ihm auf.

„Hast Du Furcht?“ flüstert er.

„Nein. Ich habe keine Furcht.“ Unberwandt hängt ihr Blick an seinen Augen. Ihr Gesicht ist voll Glanz und Hingebung, daß er davor fast erschrickt. Ruhig geht sie nach dem Fenster, wo er steht und kämpft.

„Verdiene ich denn dies Alles?“ murmelt er. Er gleitet an ihr nieder, umfaßt ihre Kniee und lehnt den Kopf an ihren Leib.

„Verdienen?“ sagt sie einfach; „Du hast es eben.“

Eine Weile ist es still zwischen ihnen. Dann erhebt er sich. „Ich werde Dich verdienen,“ sagt er mit hoher, etwas zu lauter Stimme.

„Was meinst Du?“ fragt sie beklommen.

„Ich werde Dich verdienen. Ich will mich demüthigen. Zum Oktober heirathen wir!“

„Du kommst zu mir? Also willst Du Dich doch dazu entschließen?“

Eine seltsame Angst lähmt ihre Freude.

Er küßt sie stumm. „Nun komm. Jetzt wollen wir essen gehen.“ —

Das kleine Diner im Gartenrestaurant verlief sehr lustig. Wenigstens behaupteten das die beiden Betheiligten gegen einander.

Karstens war fieberhaft gesprächig. Er erkundigte sich nach Hedwigs Erlebnissen, ihrer Praxis, ihren Bekannten, fragte, ob in ihren Zimmern irgend welche Veränderungen getroffen seien? Ob ihr Beruf ihr immer noch Freude mache? Ob diese Reise schon lange geplant wäre? Ob sie ihm böse gewesen wegen seines hartnäckigen Schweigens? — Alles, ohne recht die Antwort abzuwarten.

Hedwig fühlte, daß er jeder gründlicheren Erörterung auswich. Sie selbst war ganz verwirrt, weil der Sieg sie nicht froher machte. Mitten im Reden verstummte Ludwig Minuten lang. Als er es wahrte, fing er an doppelt lebhaft zu erzählen. Er sprach von allerlei Mißverhältnissen an der Univerſität. Spöttisch, gleichsam schon aus der Entfernung. Aber gerade dieses geſſentliche Verkleinern bewies, wie allzu nahe und groß er das Gemeinwesen noch empfand, aus dem er nun scheiden wollte. In Hedwig stieg eine bittere Angst auf. Würde er das je verwinden können?

Aber er sollte ja zurückkehren in seine Laufbahn. Später, wenn er die große und wichtige Arbeit vollendet hatte. Und zu der wollte sie ihm Kraft und Muße spenden. Daran mußte sie denken. Sie durfte sich nicht muthlos machen lassen durch das, was er jetzt litt. Sie mußte energisch sein für beide.

Nach dem Essen fuhren sie spazieren. Hedwig sollte das Meer sehen.

Es war sehr heiß. Vom blaßblauen Himmel fiel ein scharfer, blendender Lichtglanz, lockte alles Weiß ringsum hervor und spiegelte sich darin. Ein fader Zeuggeruch stieg aus den Wagenpolstern empor. Die Sonne stand fast gerade über ihnen.

Mit gesenkten Köpfen, die Augen im Schatten der Hutränder versteckt, fuhren sie dahin.

„Und jetzt gehörst Du mir bald ganz,“ sagte Ludwig leise, wie aus einer langen Gedankenreihe heraus.

„Immer schon und immer weiter,“ gab sie zurück. Er hatte seinen Arm leise zwischen das Polster und ihre Kühle, feste Gestalt geschoben, so daß sie wie in seinen Armen ruhte. Er sah sie an, wie er sie noch nie betrachtet hatte, heiß begehrlieh, daß sie sich vor ihm zusammenzog. Vor den tief herab-



gebeugten rothen Dächern einiger Fischerhütten flogen sie aus. Sie wollten ein wenig gehen.

Tief durch den warmen Flugsand stampfend erklimmen sie den „Scherbenberg,“ den der Schutt der Jahrhunderte gebildet und der Meeresrand überweht hatte. Die Bewegung that ihnen wohl, trotz der Hitze. Sie kämpften sich durch bis zum Gipfel.

„Da hast Du das Meer,“ sagte Karstens.

Hedwig war enttäuscht. Sie hatte etwas Gewaltiges erwartet. Nun sah sie eine weite, milchgraue Fläche, die träge Blasen wälzte, wie geschmolzenes Blei.

„Es sieht so müde aus, Dein Meer!“

Karstens lächelte. „Das macht die Mittagsbeleuchtung, der weißliche Himmel. Sonne macht stumm.“

Sie sah ihn von der Seite an, ob er wohl Tieferes damit meine. Auf dem Niederwege fand er plötzlich Worte.

Wie ein gewaltiger Strom ergoß es sich über sie. Alles, was er gelitten hatte, ehe er sie von sich that. Seine Sehnsucht und das Glück, das ihre Gegenwart ihm gab. „Ein solches Wunder,

wie Du bist! So weich und so gefestigt; und daß Du kamst, trotz Allem!"

"Ich hatte Angst, daß wir uns sonst entgleiten würden," sagte sie schüchtern.

Er bog ihren Sonnenschirm zurück und küßte ihre Augen.

Hand in Hand stiegen sie vollends den Berg hinab.

"Beruf! Selbständigkeit!" sagte er auf einmal im Wagen. "Wenn man nur überhaupt seine Kräfte ausbaut und nützt. Warum soll man nicht das Höchste erlangen: Arbeit und Genuß, der wieder Arbeit ermöglicht?" Er sprach wie gegen eine innere Stimme.

Im kleinen Seebade, das ihr Ziel war, stiegen sie aufs Neue aus, um in einem Gartenlokal Kaffee zu trinken.

Ein junges Paar, das tiefer im Garten gestafelt hatte, kam jetzt den grün umwölbten Kiesweg herab gegangen, wohligh mit den Armen schlenkernd. Vor Karstens' Tisch grüßten sie. Es war ein Kollege von ihm, ein neugebackener Professor mit seiner Frau. Vor acht Tagen hatten sie geheirathet, ordneten noch in ihrer Wohnung und aßen deshalb außer dem Hause.

Karstens erhob sich, als er sie erkannte. Er fand, er müsse Hedwig vorstellen.

„Ihre Braut? Nein, wie reizend, daß man sie gleich kennen lernt! Wenn Sie nun heirathen, nicht wahr, dann halten wir zusammen? Dann haben Sie schon ein paar Leute, die Sie anheimeln.“ Die hübsche Frau strahlte von Glück und von Wohlwollen am Glücke Anderer.

„Haben Sie Aussicht? Werden Sie bald heirathen?“ fragte der Professor.

Karstens machte sein abweisendes Gesicht.

„Zum Oktober,“ sagte er.

„Zum Oktober! Aber das ist ja herrlich, da kann ich Ihnen schon ein bißchen Bescheid sagen. Auch im Haushalt. Sie haben doch gewiß nicht Zeit gefunden, sich mit solchen Dingen zu befassen? Ich denke mir das überhaupt furchtbar schwer, so einen richtigen Beruf. — Als junges Mädchen! Und so mit den Patienten! — Sind Sie nicht froh, daß das nun aufhört?“

Hedwig wurde abwechselnd roth und blaß. Sie wagte keine Aufklärung, weil Ludwig beharrlich schwieg, aber ihrer wahrhaften Natur war es eine Pein, so da zu stehen und Lügen zu schweigen.

Das Ehepaar fuhr eine Weile fort, voraus-

zusehen und zu billigen. Endlich gingen sie. Hedwig sah Karstens fragend an: „Warum?“

„Sie erfahren es früh genug!“

Zärtlich und traurig bog sie sich zu ihm hinüber.

„Schämst Du Dich vor ihnen?“

Er faßte schweigend ihre Hand und hielt sie in der seinen. Da brach sie in Thränen aus. Hinter dem vorgespannnten Sonnenschirmchen trocknete sie sich die Augen. Er regte sich nicht. Mit starren Augen sah er vor sich hin. Der Köffel zitterte in seiner Hand. Ein paarmal zog er die Luft ein, als ob er etwas sagen wollte. Aber dann schwieg er wieder.

Früher als nöthig brachte Karstens sie zur Bahn.

Sie waren beide todtmüde und so still, als hätten sie sich nichts mehr zu sagen.

Am Bahnhof begann Karstens sogleich über Hedwig's Billet, Gepäck und sonstige Reise nöthigkeiten zu reden. Er versorgte sie mit Erfrischungen für die Nacht und suchte ihr einen guten Platz aus.

„Wirft Du schlafen können, Hedwig?“

Sie nickte, obgleich sie mußte, sie würde dazu

nicht im Stande sein. Alles in ihr klopfte und wogte.

„Diesmal ist der Abschied nicht schwer,“ sagte sie zuletzt mühsam, „jetzt, wo wir uns bald für immer haben werden.“ Das Coupé wurde geschlossen.

Ludwig trat auf das Trittbrett hinauf. „Und nun sage ich Dir Dank für Alles, was Du thust und bist. Und verzeih mir, wenn ich etwa eigenmächtig —“

„Herrgott, Ludwig!“

Der Zug hatte sich in Bewegung gesetzt. Karstens war noch gerade im letzten Moment abgesprungen.

Schlank und dunkel stand er auf dem weißen Perron und winkte mit einem sehr großen weißen Taschentuche. Hedwig erwiderte mit dem ihren. Sie konnte sich kaum aufrecht halten, so hatte sie sich erschreckt. Noch lange saß sie zitternd und eiskalt in der Gluth des rasselnden Wagens. Wenn er unter die Räder gerathen wäre! Immer wieder mußte sie sich das vorstellen.

Sie schließt die Augen. Aber unbarmherzig bleibt ihr das Bild vor der Phantasie, wie er blutig und verstümmelt vor ihr läge.

Und was hatte er gemeint mit seinen Abschiedsworten?

Sie fühlte sich geängstigt und verwirrt, von unklaren Gefühlen hin- und hergestoßen. Zufällig liest sie die Nummer ihres Wagens. Es ist derselbe, der sie herbrachte. Vor wenigen Stunden. Damals ist sie wie in einem Rausche hergeflogen, trotz aller Kümmernisse. Jetzt hat sie erreicht, was sie sehnlich wünschte. Er kommt, er will bei ihr leben, ihr gehören, wie sie ihm. Warum weint sie nun?

Ihr gegenüber sitzen zwei stark gepuderte Damen in überaus modernen, sehr lustigen Toiletten. Beide sind noch jung und hübsch. Die eine hat geschminkte Lippen. Sie unterhalten sich vortrefflich. Vom Theater, von Schneiderpreisen und vom Rennen. Sie posiren vor Hedwig die große Dame. Ermüdet von ihren affectirten Stimmen und dem aufdringlichen Patschuli, schließt sie wieder die Augen. Sie zwingt sich, an etwas hübsches zu denken. An ihre künftige Lebensweise zum Beispiel. Wie soll sie es einrichten, daß Ludwig Ruhe und Behaglichkeit findet? Das Ordinationszimmer freilich, das muß sie für sich behalten, aber das Wartezimmer kann sie verlegen.

Das und der Salon sollen ihm gehören. Essen können sie dann oben im Logirzimmer. Oder ob sie ihm lieber das als Studirstube einrichtet? Es ist ruhiger.

„Ja, und ein Glück hat's g'habt, das Manderl,“ sagt die Geschminkte. „Zwei Zimmer gibt er ihr im ersten Stock und eins im Mezzanin.“

„Ach geh!“

„Ja, und glei hat sie 's Geschäft aufgabe dürfe. Er will sie halt ganz für sich.“

Hedwig wird glühend roth. Es kommt ihr vor, als hielte ihr jemand einen verzerrenden Spiegel vor, als glichen auf einmal ihre eigenen Züge ein wenig denen des unbekanntten reichen Er, der seiner Maitresse eine Wohnung einrichtet.

Wenn Ludwig selbst jemals — wenn ihm solche Vorstellung kommen könnte — das wäre furchtbar! Furchtbar!

Aber das ist ja Wahnsinn! Was haben sie beide mit all' dem Niedrigen zu thun? Sie werden sich ein neues, einziges Verhältniß schaffen. Jen- seits von Geben und Nehmen! — —

Mit schönen, klingenden Worten sucht sie sich zu betäuben. Aber die Nacht ist qualvoll. Um sich in Schlaf zu zwingen, erzählt sie sich — wie

man Kindern ihr Lieblingsmärchen wiederholt — die so oft durchträumte Geschichte ihrer Begegnung mit Ludwig. Von Anfang an. Das Fest, der Saal, die Wiese, die Schwedin mit ihrer Erzählung vom Hirten und dem weißen Bären — Alles.

Gegen Morgen wirren ihr Erinnerung und Sorgen ein häßliches Traumbild. Der Zug schüttert und eilt. Auf dem Wagentritt steht Ludwig. In der Hand hält er ein großes weißes Tuch. Das Tuch wird so groß, daß es ihn einhüllt wie ein weißer Pelz.

Der Zug schüttert und eilt.

Ludwig will abspringen, aber er kann nicht, der Pelz hält ihn da oben fest, er haftet am Wagen. Vergeblich zerrt er und reißt sich blutig.

Und plötzlich sind sie in Königsberg — im Kaffeegärtchen. Da liegt ein Messer auf dem Tisch — beim Kuchen — das nimmt Ludwig, und nun — ringsum Blut — und weiße, weiße Tücher, ein aufdringlicher Blumengeruch, den sie sich abzuwehren sucht.

„Das thut Ihnen gut? Welt?“ fragt eine überhelle Stimme.

Hedwig schlägt die Augen auf, die beiden



Reisegefährtinnen sind mit Taschentüchern und Flacons um sie geschäftig. —

Als Hedwig Morgens in ihre Zimmer trat, war's ihr, als seien es fremde, lieblose Räume. Sie hatten all' dies Bekte ja nicht miterlebt.

Auf dem Tisch stand ein Rosenstrauß.

„Von wem?“ fragte sie mechanisch. Aber sie gab nicht Acht auf die Antwort. Während das Mädchen berichtete, dachte sie unaufhörlich daran, auf welche Weise man ihr das wohl sagen kann: „Ich will mich verheirathen. Mein Mann wird hier bei mir wohnen! Ich bin jetzt nicht mehr. — Von jetzt ab ist der Doktor Karstens —“

„Und ob das gnädige Fräulein Nachmittags wieder Sprechstunde hielten?“

„Um fünfe, ja, ja.“

Nun sah sie das Bouquet aufmerksam an. Ein Couvertchen mit einer Karte von Frau von Fischer hing daran: „Eben kommt Karstens' Telegramm. Heute früh aufgegeben. Gratulire zu Petersburg. Ich freue mich so! Im October also Hochzeit, wozu ich mich hiermit freundlichst einlade.“

Hedwig setzte sich, noch in Hut und Mantel, am Tische nieder. Sie starrte auf das Billet.

Karstens hatte also die Petersburger Stelle angenommen. Im Augenblick ihrer Abreise mußte er das schon, daher seine Abschiedsworte! Er ertrug es nicht, von ihr zu empfangen.

Unerwartet füllte sich ihr Herz mit einer starken Freude. Sie kam sich vor wie befreit. Dieses Zugeständniß war etwas Fremdes an Karstens' Art gewesen. Fremd dem Menschen, den sie bisher geliebt hatte.

Langsam begann sie, ihre Reisekleider abzulegen und ihr Haar zu ordnen.

„Aber was thu' ich denn?“ sagte sie auf einmal ganz laut. Hier stand sie und genoß ihre wiedergewonnene Liebe, und dort in Königsberg sitzt jetzt dieser arme, vergrämte Mann und nimmt Abschied von seinen Idealen.

„Aber das kann er ja gar nicht! Diese Carrière verlassen, für die er so viel gehungert und geopfert hat! Sein Werk verlassen!“ Sie wußte, daß er damit Alles hingäbe, was bisher sein Leben war. Um ihretwillen!

Das durfte nicht geschehen.

Mit sicherem Willen, unter strömenden Thränen schrieb sie ihm:

„Mein Liebster!

„Ja, Du hast Recht. Du kannst die Anschauungen einer alten, reifen Cultur nicht gewaltsam von Dir abwerfen. Du müßtest daran verbluten, und mein Loos wäre es, mit Dir zu leiden.

Und nun willst Du der Gebende sein, wie es Dein cultivirter Männerstolz verlangt. Du willst die Stelle in Petersburg annehmen. Aber täusche Dich nicht, Du kannst es nicht. Dein Leben dort würde gleichfalls nichts sein als ein langer Todeskampf. Erspare uns das. Du hast unser Verhältniß zu einander einen Wettlauf genannt. Aber ich sehe nun wohl, unser Glück läßt sich nicht erstürmen. Der Sieger hätte allzu viel verloren. Du Dein Selbst und ich am Ende meine Liebe. Denn nur so, wie Du wirklich bist, stolz, herb und zäh, bist Du der Mann, dem ich mich zu eigen geben kann. Darum schreite Du ruhig voran und empor auf Deinem Wege, ich gehe weiter auf dem meinen. Geduldig will ich warten, bis Du mich holst.

Deine Hedwig.“

Ohne ihn noch einmal durchzulesen, schloß sie den Brief. Lange saß sie dann und weinte. Im

Spiegel ihr gegenüber sah sie die gebeugte, nornenhafte, weiße Gestalt, der die schlaffen Haare über das feuchte, entfärbte Gesicht fielen. Endlich erhob sie sich schwerfällig, um sich für ihr Tagewerk vorzubereiten.

Sie war sehr müde.



# Der Sanger.





Dittjebad Saßnitz, 3. Juli.

Lieber Freund!

Wahrscheinlich vermuthen Sie mich eher überall anders, als hier auf Rügen, wohin ich mich geflüchtet habe, um meine, durch die winterliche Musikcampagne arg ruinirten Nerven wieder etwas aufzubessern. Hier auf diesem glückseligen Eilande gibt es keine Symphoniekonzerte zu dirigiren, keine Chor- und Orchesterproben, selbst das Meer brandet nur sehr diskret an die wunderbar geformten Kreidefelsen heran. Es ist mir sogar schon passirt, daß ich höchst prosaisch bei seinen murmelnden Gefängen eingeschlafen bin.

Fürs erste also faulenze ich gründlich, hoffe aber in acht bis vierzehn Tagen so weit zu sein, daß ich etwas Anständiges arbeiten kann. Auf dem Grunde meines Koffers liegt allerhand Notenpapier und auf dem Grunde meiner Seele allerhand Musik. Ihren Operntext habe ich mitgenommen und warte nur auf Stimmung für den

Schlußchor des zweiten Actes. Schicken Sie mir doch, was Sie vom dritten Acte fertig haben und so nach und nach das Uebrige. Wer weiß, wann ich einmal wieder so viel Ruhe zum Arbeiten habe! Sie wissen wohl bereits, daß ich mich auf drei Jahre in Berlin gebunden habe? Ich werde dort die Musikaufführungen am neugegründeten \*\*\* Theater zu leiten haben. Man hat mir noch die Kirchenmusik an einem Gesangverein angeboten, doch werde ich mir das noch sehr überlegen, da es viel Zeit kostet und ich mich gern etwas frei halten möchte zum Einstudiren meiner, vielmehr unserer „Jolanthe.“ Man macht mir Hoffnung, daß sie bereits in der ersten Hälfte des Winterhalbjahrs in Angriff genommen werden soll, und König René's Gärten im Thale von Vacluse erstehen schon in überschwänglicher Farbenpracht unter den Händen des Maler Flimmer. Unsere Primadonna ist ein sehr liebliches Persönchen und wird ihre Sache gut machen — aber der Tenor! Vor ihm fürchte ich mich einigermaßen. Er ist gewiß funfzig Jahre alt und so dick, daß ich fürchte, er möchte nur schwer die Felsenspalte passiren, die ihn zu Jolanthen führen soll. Dabei ist er ein unausstehlicher, arroganter Grobian.



Vielleicht fällt uns inzwischen noch ein Tenor vom Kutschbock herab! Leben Sie wohl und schicken Sie Material.

Ihr  
Martin Rose.

24. Juli.

Besten Dank für den Text, lieber Freund. Es gefällt mir besonders, daß Sie dem Mangel an weiblichen Rollen in einer so natürlichen und schönen Art durch die Herbeiziehung der Aebtissin abgeholfen haben. Das Duett zwischen ihr und Jolanthe im ersten Akte wird gewiß ihren Beifall haben, es ist sehr ernst und nachdenklich gerathen. Mit Tristans Arie im dritten Akt geht es weniger gut und dabei fangen sie in Berlin schon an zu drucken. Ende des Monats muß alles fertig sein.

Wer soll aber auch mit Lust und Liebe für den dicken G. etwas komponiren!

Einen alten Bekannten habe ich hier gefunden. Entsinnen Sie sich des enthusiastischen „Kaffeekröfus“ von den Brynten? Er ist womöglich noch spontaner geworden seit der Zeit in Wien, wo er der Mäcen aller verlegerlosen Dichterlinge und engagementslosen Schauspieler war. Reich scheint

er noch immer unmenschlich zu sein. Er hat hier in der Nähe ein Schloß inmitten eines herrlichen Waldparks mit hoher Terrasse über dem Meere. Haidendör heißt die Besizung. Dort besuchte ich ihn neulich. Das Angenehmste an ihm ist seine Frau, eine ruhige Schönheit mit prächtigen Vorurtheilen, die zu ihr passen. Manchmal mag es schwer sein, den zappligen Gemahl immer wieder ins Geleise zu bringen. Neulich bei mir war er ganz aus dem Häuschen wegen meines Wirths, der junge Fischer Kruse. Der Kerl hat allerdings eine Stimme, die ihn berühmt machen könnte. Während er draußen seine Netze zum Trocknen aufspannt, singt er eben wieder ganz gemüthlich das hohe D. Noch einmal! Der Kerl hat wirklich Gold in der Kehle.

Brynten wollte ihn am Liebsten gleich auf der Stelle ausbilden lassen. Da kam er aber schön an! Martha Kruse lachte hell auf, und der gute Peter sagte einfach: „Ne Herr, laten S' gaud sin. So lang, as ic' min gesunnen Knaken hew, ward ic' min Brot wol schon up min Ort verdeinen un bruf — nämens mi nich fer äwel — mi nich üm den Sparren von de groten Vüe tau kümmern.“

Das war das Resultat. Und der Mann hat Recht.

Es ist spät, darum gute Nacht.

Ihr

Rose.

Saßnitz, den 2. August.

Ihre Briefe bringen mir durch Ihre Klagen über Hitze, Staub und Lärm die frische Stille meines Asyls doppelt zum Bewußtsein. Ich lebe hier ganz nach meinem Behagen, bekomme fast täglich einige Bogen Korrektur, träume und faulenze sonst am Strande und lasse mich von der hübschen Frau Kruse, die eine kleine Schwäche für mich hat, ordentlich herauspflegen.

Es ist eine Lust, die beiden Leutchen zu beobachten, wie sie sich einander und ihres Lebens freuen. Dabei haben sie eine höchst romantische Vorgeschichte, ein Stoff für eine Bauern- oder vielmehr Fischer-Tragödie im Anzengruber'schen Stil, die ich Ihnen nicht vorenthalten will. Vielleicht verwenden Sie es einmal. Die Geschichte ist also kurz folgende: Die blonde Martha war ein Pflegekind der reichen Kruses, die hier auf der Insel eine große Rolle spielen. Die

Pflegemutter starb und nach einigen Jahren — das Kind war inzwischen zu einem hübschen Mädchen herangewachsen — faßte der Alte den Entschluß, sein Pflgetöchterchen zu heirathen. Sein Sohn Peter aber und das Mädchen waren längst einig miteinander, und Martha erklärte das dem Alten rund heraus. Da gab es nun Lärm und Toben im Hause. Indessen hätte der Alte sich wohl beruhigt, wenn nicht die Nachbarstochter Marie, die selbst ein Auge auf den Peter geworfen hatte, seine Wuth immer wieder aufs Neue geschürt hätte, so daß das Liebespaar mit Schimpf und Schande zum Hause hinausgejagt und Peter sogar von seinem Vater enterbt wurde. Der Alte heirathete später die intrigante Marie.

Die beiden Leutchen hier verlieren aber den Muth nicht. Der Peter hat sich mit drei andern Fischern zusammengethan, und sie haben sich ein Boot zum Fischfang und für die Badegäste gekauft, das heißt, der Peter zahlt seinen Theil nach und nach in kleinen Raten. Das Häuschen, in dem ich wohne, ist auch von fremdem Gelde gebaut worden, doch erzählte mir die junge Frau mit Stolz, daß sie in fünf bis sechs Jahren, wenn es immer so gut ginge mit dem Vermietthen, die Kosten heraushaben könnten.

Manchmal lasse ich mir einen Ohrenschmaus bereiten und bitte den Burschen, mir etwas vorzusingen. Er hat wirklich eine einzige Stimme! Natürlich singt er scheußlich, zieht die Silben ineinander, vokalisirt haarsträubend, zieht den Kehlkopf in die Höhe und sieht, wenn er sich produziren soll, „wie ein genaues Schaf aus,“ wie Brynten neulich behauptete. Wenn er sich unbeobachtet glaubt, geht es besser.

Nächstens ist hier ein großes Fest, das die Fischer den Badegästen geben. Ich wollte gern irgend etwas veranstalten, einen einfachen Fischerchor im Kostüm, meinethalben Mönchsguter, und der Kruse sollte mit dabei recht hervorglänzen; er hat aber keine Zeit wie er sagt und wie mir scheint, fehlt es ihm auch ebenso an Lust, wie an Geschick für so etwas. Was die Frau betrifft, so hält sie von vornherein jede Art von schauspielerischer Thätigkeit, wobei man sich „auskleiden“ muß, für Unsinn und „Fissematentchen.“

Ihr

Rose.

Den 5. August.

Gott sei Dank, fix und fertig! Gestern hatte ich die gedruckte Partitur in Händen. Das Ding

schaute mich auf einmal so fremd an und doch wieder so wohlbekannt! Es ist ein eigenes Gefühl so etwas losgelöst von sich zu sehen, ein selbständiges Wesen, das in die Welt gehen und sich seinen Weg bahnen will.

Glück auf die Fahrt, mein Kind und mache deinen Vätern keine Schande!

Das Beste daran ist, daß ich es selbst am Theater einstudiren kann. Im Februar oder spätestens März soll es drankommen.

Ihr

Rose.

Saßnik, den 15. August.

Ich bin ganz erregt, mein Lieber! Unsere Oper wird fürs Erste nicht aufgeführt, das ist das Kurze und Lange von der Sache.

Unser Tenor, der dicke G. ist leidend und hat erklärt, so anstrengende neue Partien, wie den Tristan, nicht übernehmen zu können. Einen andern haben sie nicht, denn für B. liegt die Partie zu hoch, einen dritten können und wollen sie nicht bezahlen, also wird alles wieder auf die lange Bank geschoben. Es ist zum Rasendwerden.

Hätte ich das gewußt, so hätte ich mir die

ganze Theatergeschichte vom Halse gehalten, denn man hat doch nichts als Unordnung und Aerger dabei.

In acht Tagen gehe ich nach Berlin; am ersten Oktober muß ich meine Stelle antreten und ich will mich vorher ein wenig in die Verhältnisse einleben.

Ich bin wüthend über G.

Rose.

Berlin, den 15. September.

Mein Lieber!

Dank für Ihre Trostepistel. Hören Sie nur, in welches unerwartete Stadium die Sache unterdeß getreten ist. Ich glaube, wir haben einen Tristan, wenn nämlich das Experiment gelingt, und dieser Natursänger sich in so kurzer Zeit zähmen läßt. Errathen Sie nicht, von wem ich rede? Von Herrn Peter Kruse, künftigem Heldentenor des Theaters, gefunden und ausgebildet durch Mynherr van der Brynten und Herrn Musikdirektor Martin Rose! —

Ich schrieb Ihnen doch schon neulich von Brynten's Idee? Das Schicksal hat ihm in auffälligster Weise in die Hände gearbeitet, und wir

sind jetzt daran, sie zu verwirklichen. Ich will aber ordnungsmäßig erzählen.

Wenige Tage nach meinem Wuthschrei an Sie, lieber Freund, erlebten wir hier einen argen Sturm, der die ganze Nacht tobte und wüthete. Die Schiffer mußten ihre Kähne in Sicherheit bringen, damit sie nicht fortgetrieben wurden oder zerbrachen, und anstatt des Morgens ihre Netze zu legen, trieben sich die Leute am Strande herum. Peter Kruse aber, der sich einen besonders guten Fang in seinen Netzen versprach, die er vor einiger Zeit gelegt hatte, meinte dafür etwas riskiren zu können und als sich um acht Uhr früh der Wind etwas legte, machte er sich auf mit seinem kleinen Boote und seinem Freunde, dem zweiten Besitzer des Kähns. Bald aber wurden die Beiden so heftig an einen Kreidefelsen geschleudert, daß das Boot ein Deck bekam und umfiel. Kruse kam so unglücklich darunter, daß ihm beide Arme gebrochen waren, während sein Gefährte, der auf dem umgestürzten Kähne einen leidlichen Standpunkt hatte, ihn mit unablässiger Mühe und Aufbietung aller seiner Kräfte endlich auch auf diese kleine Rettungsinsel ziehen konnte, die jeden Augenblick zu bersten drohte. So trieben sie einige



Stunden umher (Kruse war in den Armen seines Gefährten ohnmächtig geworden), bis sie endlich in der Nähe von Bohme ein Dampfschiff aufnahm und nach Saffnitz brachte. Die Aufregung am Strande war unbeschreiblich. Die arme Frau Kruse sagte kein Wort, sie starrte nur immer unverwandt aufs Meer hinaus; nur als sie ihren Mann besinnungslos und blutig daherbrachten, schrie sie laut auf. Die gute Natur der beiden jungen Männer ließ sie indessen das Geschehene gut überwinden: nur die gebrochenen Arme heilten natürlich langsam, und — für diese Leute fast das Schlimmste: das Boot, das nährend und noch nicht bezahlte Boot war dahin. Als sich nun gar noch herausstellte, daß Kruse nie wieder ein Boot würde regieren können, wie der Arzt sagte, und daß eine Schwäche für immer zurückbleiben würde, war natürlich die Verzweiflung groß. Da ließ mich eines Tages der Peter durch seine Frau bitten, ich möchte ihn einmal besuchen, er habe etwas Ernsthaftes mit mir zu reden. Ich war schon ein paarmal unten gewesen, ohne daß mein Besuch den Reconvaleszenten sehr zu erfreuen schien, so daß ich jetzt seltener kam. Peter sah blaß aus, als ich zu ihm kam, und die Zeit seines Krankseins hatte

seine Züge verfeinert, wie mir schien. Ich war überrascht, ihn so hübsch zu finden. Ohne Umschweife kam er nun zur Sache, setzte mir seine Lage, seine Vermögensverhältnisse auseinander und schloß endlich damit, der fremde Herr habe ihm neulich einen Vorschlag gemacht, und wenn es ihm noch ernst damit sei, er habe es sich überlegt, es bleibe ihm sonst kein Weg, seine Schulden abzutragen und seine Frau zu ernähren. „Un denn,“ sagte er kleinlaut, „is et dat ok nich alleen, äwer — ik mütt mi dor nu all de ganze Tid Gedanken äwer maken, as wull mi uns Herrgot mit düßsem Unglück strafen, weil dat ik mi so dägend up min Knaken verlaten heww.“

Ich schrieb sogleich an Brynten, der kam; ich prüfte noch mal die Stimme, die ganz außerordentlich schön und ausgiebig ist, und wir besprachen nun alles Nöthige. Ich sollte den jungen Novizen mit nehmen, seinen Gesang ausbilden, ihm die geeigneten Leute für Unterricht in allem, was er auf der Bühne braucht, aussuchen; die Frau soll fürs erste in Heidendör bleiben, da ihr Zustand ihr nicht eine weite Reise erlaubt und wir sie in Berlin auch absolut nicht brauchen können. Hat er erst das feste Engagement, so mag sie nach-

kommen. Sie benimmt sich übrigens sehr vernünftig bei der ganzen Sache, was mein Gewissen etwas beruhigt, denn Frau Ethelinde, Brynten's Frau, hat mir den Kopf recht warm gemacht mit ihren Vorwürfen über diese Angelegenheit, um so mehr, da ich ihr im Grunde meines Herzens eigentlich Recht geben muß.

Ich machte ihr meinen Abschiedsbesuch, und bei diesem Anlaß ergoß sich ihr gerechter Zorn über ihren Mann und mich. Sie meinte, es sei gerathener, dem jungen Paare das Kapital, welches Brynten für diesen Zweck bestimmt habe, gleich einzuhändigen, damit sie einen kleinen Handel beginnen, ihr Häuschen bezahlen, kurzum zusammen ein Geschäft treiben könnten in ihrer Heimath und innerhalb ihres Kreises. „Ich habe es immer grausam gefunden,“ sagte sie, „wenn die Kleinen den Kaprizen der Großen dienen sollen, wenn man ihnen eine ungewünschte Existenz aufdrängt. Bevormundet sie! schreibt ihnen ihren Weg vor! aber setzt sie nicht in eine Lage, in der sie von all ihren Fähigkeiten keinen Gebrauch machen können, in ein Element, für das es ihnen vielleicht noch mehr an geeigneten Organen fehlt, um ihr Schiffchen vorwärts zu treiben, als jetzt dem Peter für

sein heimisches Meer. Das Glück solcher Leute hat keine Flügel, es haftet an der Scholle, an der Tradition.“

Schließlich, da Kruse selbst so will, was haben wir für eine Verantwortung?

Seit Ende August ist er nun hier, bewohnt im selben Hause wie ich oben ein nettes Stübchen, so daß ich ihn so viel als möglich unter Aufsicht habe, denn er ist ein großes Kind. Anfangs hatte er viel Heimweh, aber jetzt macht ihm der Aufenthalt in der großen Stadt, die Wichtigkeit, die man seiner Person beimißt, viel Spaß.

In den neuen Kleidern und da er durch seine Dienstzeit beim Militär einen gewissen gradlinigen Anstand hat, ist er ganz präsentabel.

Ich glaube, es läßt sich etwas aus ihm machen, seine Gestalt ist nicht übel. Ich war neulich beim Direktor mit ihm, der hat ihn sehr freundlich aufgenommen. Das schlimmste ist das Lernen. Der arme Kerl pflöpft sich mit rührendem Eifer alles hinein, aber er wird nie ein gutes Hochdeutsch reden, glaube ich, und von den Notizen hat er noch keine rechte Vorstellung, daher kann er nie allein üben, man muß ihm alles vorsingen oder -spielen. Ich habe einen jungen Menschen genommen, der

sich mit ihm abplagen muß, und gebe ihm nur täglich zwei Stunden. Ausdauer hat er, nicht todt zu kriegen und nie angegriffen! dessen Stimme ist wetterhart. Im übrigen gehen die Angelegenheiten hier gut, man ist mit mir zufrieden, und ich kann mich regen.

Bald mehr!

Ihr

Rose.

Berlin, den 2. October.

. . . . . Was unseren Kunstnovizen betrifft, so geht es mir mit ihm ganz eigenthümlich! Da ich, nächst seiner allgemeinen Ausbildung, auch noch den speziellen Zweck im Auge habe, ihm bis zum neuen Jahre die Partie des „Tristan“ einzustudiren, in der er debütiren wird, so lasse ich ihn bereits als technische Uebung die dazu passenden Stellen aus der Rolle singen, und namentlich eignen sich die Recitative sehr zur Bildung des Ansatzes, wie ich gefunden habe. Anfangs nun buchstabirt er mir gleichsam die Stelle vor, wie ein Kind ein Gedicht hervorstottert, maschinenmäßig und mit rührendem Eifer, genau nach meiner Angabe, laut

und leise, wie es die Phrasirung vorschreibt, aber so ausdruckslos dabei, daß ich am liebsten das ganze Ding ins Feuer werfen möchte, so mißfällt mir mein Machwerk. Wenn er es nun aber ordentlich geübt hat, es auswendig weiß, und seine herrlichen Stimmittel darin zur Geltung bringt, dann — werden Sie es glauben — kommen mir altem Kerl vor Rührung und Entzücken die Thränen in die Augen, ich bin ganz überwältigt von dem Gesang dieses Menschen, dem ich selbst eben erst mit saurem Schweiß alle Nüancen und kleinsten Handwerksgriffe eingetrichtert habe. Von Musik steckt in dem ganzen Burschen kein Atom, nur Wohlklang, dummer äußerlicher Wohlklang, aber das ist viel, lieber Helm, eine Gottesgabe, die ihm da in den Schoß gefallen ist, und die er selbst gar nicht zu würdigen versteht. Er taxirt sie nur auf ihren materiellen Werth und ist in dieser Hinsicht wohl zufrieden damit. Er wird jetzt förmlich eitel, läßt sich täglich das Haar brennen, pflegt seine Hände, die aber unverbesserlich schrecklich sind, und neulich kam er zu mir herunter, ganz mit Rosenöl parfümirt. Ich bemühe mich nach Kräften, diesen Kindlichkeiten zu steuern, aber ziemlich erfolglos. Seit einigen Tagen ist übrigens unser

Peter glücklicher Vater eines, laut Telegramm, strammen Jungen geworden und nun doppelt eifrig, das Seinige zur Erhaltung seiner kleinen Familie zu thun.

Neulich begleitete ich ihn einmal in die Deklamationsstunde. So etwas Urkomisches habe ich noch nie gesehen und gehört. Der Mensch hat ja keine Ahnung von Sprechen, Gang und Armbewegungen. In moderner Tracht wird er nie zu verwenden sein, im Kostüm läßt man sich schon eher solche Widernatürlichkeiten gefallen! Bei schwierigen Stellen wiegt er sich beständig hin und her, und wenn die Worte eine Armbewegung erfordern, so führt er dieselbe korrekt und kräftig aus, wie auf dem Turnplatze. Wie es wohl in dem Kopfe dieses Armen aussehen mag, auf den neue Eindrücke in solcher Fülle einströmen? Er äußert sich wenig darüber, und es scheint fast, als gleite das Meiste ungenossen und unbeobachtet an ihm ab; nur seine Eitelkeit wächst riesengroß, und ich bin schlecht genug, sie als Hebel zu benutzen an Stelle des fehlenden Ehrgeizes.

Lassen Sie bald von sich hören und von Ihren Arbeiten. Ich komme zu wenig Ernsthaftem, habe einige alte Sachen instrumentirt und begnüge

mich sonst mit Prometheus zu sagen: „Hier sitz' ich, forme Menschen,“ womit ich bleibe

Ihr  
getreuer Martin Rofe.

Berlin, 15. Dezember.

Lieber Freund!

Sie dürfen mir nicht böse sein, daß ich Ihren Brief so lange unbeantwortet gelassen, aber ich habe alle Hände voll zu thun mit den Proben zur „Jolanthe.“ Sie kommen doch jedenfalls zur Aufführung im Februar? Ich habe alle Hoffnung, daß die Sache sich macht. Die Leute sind voll Eifer, und ich freue mich selbst an unserem Werke. Es ist etwas Eigenes darum, es so wachsen zu sehen, wie es aus dem warmen Bett des Gedankens herausgerissen, nun plötzlich, mit allerhand fremdem Fuß und Glitter behangen, selbständig vor uns hintritt. Wie sich das alles vor mir gestaltet! Vieles schöner und besser, vieles wieder so ganz anders, als ich es mir vorgestellt habe. Im Ganzen, wie gesagt, habe ich viel Freude daran, und auch mit dem Gesangverein geht es ordentlich. Weniger befriedigt bin ich von einem Amte, das ich mir leichtsinnigerweise aufgeladen habe und



daß ich meinem Feinde nicht wünsche. Frau Ottla hat mich zur Direktion einer Wohlthätigkeitsvorstellung überredet; wir führen Mendelssohn's „Heimkehr“ auf. Sie kennen doch Frau Ottla noch? Die schöne Frau hat seit der Zeit, wo wir den Genius ihres Mannes bewunderten und an ihrem Triumphwagen mitzogen, entschieden Fortschritte gemacht in jeder Weise. Sie ist noch schöner, noch koketter, noch origineller und amüsanter und sogar noch rücksichtsloser geworden. Ihr Gatte, in seine Kompositionen vertieft, hat eine geradezu verblüffende Naivität dieser Frau gegenüber, die er anbetet und die ihm bequem ist, da sie ihm das Leben leicht und angenehm macht, ihn mit Kleinlichen Sorgen verschont und ihm alle Hindernisse, die seinen Arbeiten drohen könnten, beseitigt. Unsere Freundin gefällt sich neuerdings darin, „die Protetktorin der Jugend“ zu spielen, nämlich hübsche junge Mädchen an sich zu ziehen und diese Magnete wirken zu lassen, wo ihre Kräfte nicht ausreichen möchten. Sie arrangirt in „uneigennützigster Weise“ lebende Bilder, Theateraufführungen zc., bei denen sie selbst nur als Regisseur theilhaftig ist und doch vielleicht die glänzendste Rolle von allen spielt. Die neueste Ausgeburt ihrer Uneigennützigkeit ist

die Opernaufführung zum Besten irgend welcher Ueberschwemmen. Sie hatte von unserem Peter gehört, und es kitzelte ihre Eitelkeit, die Erste zu sein, welche diese Karität dem Publikum vorführt. In Peter's Interesse sagte ich seine Be-theiligung und die meine zu und habe nun seit dieser Zeit keine ruhige Stunde mehr. Es fehlte nur noch, daß ich mir ein Schneideratelier anlegte, so gequält haben sie mich mit Fragen über Kostüme, Schnitt und Farbe. Mein guter Peter freilich schwimmt in einem Meer von Wonne! Er bildet sich zu einer Art Löwen aus, muß ungezählte Visiten machen; man lädt ihn ein, um ihn singen zu hören und sich an seiner naiven Ungeschicklichkeit zu ergötzen, die man entzückend findet. Wenn ich nicht streng auf seine Studien hielte, er würde ganz aufgehen in diesem Treiben. Frau Ottla treibt es am tollsten mit ihm; ihr Herz hat gerade Ferien, da ihr spanisches Quartett auf einer zweimonatlichen Tournee begriffen ist, und sie verwendet dieselben auf „ihren schönen Fischerknaben“, wie sie ihn getauft hat. Wir waren neulich bei ihr zum Thee geladen, wir würden „ganz allein“ sein, wie sie uns versicherte. Natürlich waren 60 Personen dort, und der arme Kruse mußte vor

Berlegenheit nicht aus noch ein und verbeugte sich nach allen Seiten. Frau Ottla ergriff uns beide an den Händen und rief: „Hier endlich der schöne Fischerknabe und sein Erfinder.“ Der „schöne Fischerknabe“ wurde blutroth und trat Frau Ottla täppisch auf ihre Kaschmirschleppe, sie aber ließ sich nicht stören, sondern zog ihn zu ihrem berühmten Ruhepolster unter den Palmen, auf den sie sich so grazios zu lagern versteht, und auf dessen weichen Polstern schon so manche Beichte Absolution gefunden hat. Ein dichter Kreis umgab bald die Gruppe, und mein Peter gerieth in eine Art von Rausch, so daß er seine Befangenheit verlor und begann der Frau des Hauses Komplimente zu sagen zum größten Amusement aller Zuhörer. Natürlich mußte er auch singen und er sang wirklich wunderbar. Frau Ottla applaudirte laut. „Ich habe so geheult,“ sagte sie, „selbst als die Belliecevei hier bei mir sang, habe ich nicht so geheult. Ordentlich übel ist mir geworden.“ — „Sehen Sie nur, Brutz,“ rief sie dann einen Musik-Artiker an, der neben ihr stand, „was der Mensch für prachtvolle Zähne hat; pft, wir wollen ihn nicht eitel machen. Aber wissen Sie, was Sie singen müssen?“ und sie erhob sich, setzte sich zum Klavier und sang zu ihrer eigenen

Begleitung Kurfchmann's „Fischer,“ ohne Stimme, aber sehr gut, mit aller Kunst. Ich bemerkte dabei zum ersten Male, daß ein Lied im Stande war, Eindruck auf unseren blonden Recken hervorzubringen; im Verlaufe desselben sperrte er ganz weltvergessen den Mund auf, was ihm einen nichts weniger als klugen Ausdruck gab. „Das müssen Sie singen,“ sprach dann Frau Ottla in den stürmischen Beifall hinein, der ihr lohnte, „das wird Sie kleiden. Nehmen Sie meinen Kurfchmann mit, ich werde Ihnen das Lied schenken, damit Sie das ‚feuchte Weib‘ nicht vergessen.“ — Am nächsten Morgen, ich liege noch im Bett, höre ich, wie eine ungeschickte Hand einzelne Töne auf meinem Instrumente tippt. Ich springe auf, da steht Krufe mit Frau Ottla's Notenbuch und versucht die Singstimme des „Fischer“ herauszustümpfern. Er ließ mir keine Ruhe, bis ich ihm den Gefallen that und das Ding einübte; nun paradirt er überall damit als „schöner Fischerknabe“ und macht Furore. Die Frauen werden mir den Menschen noch in Grund und Boden verderben. Dabei bin ich überzeugt, daß auch seine Empfindung für Frau Ottla nichts weiter ist als geschmeichelte Eitelkeit. Im Grunde seines Herzens ist er ein durchaus braver All-

tagsmensch und nicht im Stande, eine Untreue zu begehen.

Leben Sie wohl! Geben Sie bald Nachricht, wann Sie kommen.

Ihr

Rose.

Berlin, den 7. Januar.

Mein Lieber!

Die Geigensonate, welche ich Ihnen zu Neujahr schickte, hätte ich wohl mit einigen Glückwunschzeilen begleiten sollen, aber ich war die ganze Zeit über in einer zu erbärmlichen Laune, um Ihren lieben inhaltsvollen Brief beantworten zu können. Die Konzerte drängten sich vor Weihnachten, dazu „die Heimkehr“ am Neujahrsfeste, die mich mehr Zeit gekostet hat, als zehn Symphonieabende; und — last not least — ich werde von Gewissensbissen geplagt. Unter uns gesagt, es ist nicht recht, die Vorsehung spielen zu wollen. Man nimmt dabei doch eine höllische Verantwortung auf seine Schultern. Unser Heldentenor ist in der kläglichsten Gemüthsverfassung, obgleich er seine Sache neulich recht gut gemacht hat, und ich gebührend gefeiert wurde als der Finder eines solchen Kleinodes. Wie gesagt, der arme Peter

war sehr gedrückt an dem Abend. Nicht als ob ihm seine künstlerischen Mängel empfindlich geworden wären (für mein Gefühl behält er immer etwas von einer Singmaschine) — die harmlose Seele hat keine Ahnung von dem, was ihm fehlt — aber der arme Sterl kann keine normale Stellung finden, nirgends paßt er hin, und ihm fehlt eben vollständig das kräftige Selbstbewußtsein des Genies, welches überall seinen Platz findet, das seine eigene Atmosphäre um sich verbreitet und andere hineinzwingt, das nichts weiß von hoch und niedrig, das da, wo es eben ist, als existenzberechtigt auftritt.

Eine sehr peinliche Scene hatte ich neulich vor Weihnachten bei mir. Der gute Dorned hatte für seinen Schützling eine Weihnachtsüberraschung ausgedacht und der Martha Kruse ein Rundreisebillet nach Berlin geschenkt. Sie kam, da Peter gerade bei mir war, an einem Winter-nachmittage plötzlich an. Ich erkannte sie kaum wieder, so wurde sie durch eine plumpe städtische Kleidung entstellt. Die hübsche Frau schien um zehn Jahre älter in dem dicken Wollenkleide und dem bunten Umschlagetuch; Peter war außer sich vor Freude, und Frau Kruse konnte kaum schnell

genug alle seine Fragen nach dem Kinde, nach Verwandten und Freunden beantworten. Dazwischen bewunderte sie das „fine Tüg,“ das ihr Mann trug, und sagte einmal übers andere: „Nee, nu kief Gener mal dat fine Tüg, un denn, wo is hei vörnehm un stattlich worren,“ was er sich herablassend gefallen ließ. Da klingelte es, und mein alter Wilhelm meldet eine Dame, die mich zu sprechen wünscht. Gleich hinter ihm schob sich eine elegante Gestalt ins Zimmer — Frau Dttla! „Ich weiß, es ist furchtbar unpassend, daß ich hierher komme,“ sagte sie, „aber ein Künstler ist gar kein Mann, der rechnet nicht mit — nicht wahr? Ich komme auch eigentlich zu unserem Fischerknaben, den ich Ihnen entführen will; unten wartet mein Wagen, ich will ihn zu Gerson führen wegen seines Kostüms und unterwegs will ich ihm eine Strafpredigt halten, daß er mich gestern hat warten lassen. Warum kamen Sie denn nicht? Ich war sehr böse auf Sie. Ich habe mich so an Ihre drölerie gewöhnt, daß ich nicht schlafen kann, wenn ich nicht Abends über Sie gelacht habe. Ich wollte ein bißchen Furore mit Ihnen machen vor dem spanischen Quartett, das gestern in der Villa Dttla eingetroffen ist.

Seine Auf der Schwelle.

Ich denke es mir sehr amüsant, meinen schwarz-  
äugigen Hidalgo und meinen blondgelockten Fischer-  
knaben aufeinander zu hezen. Sie müssen kommen.“  
Mit einer unwillkürlichen, aber energischen Hand-  
bewegung legte da Martha Kruse die Hand  
auf ihren Peter, der steif und roth da stand,  
als wollte sie sagen: „der ist mein, rühr' ihn  
nicht an!“

Frau Ottla blickte mit ihren großen Augen  
fragend auf die Kruse und sagte halblaut zu mir,  
doch so, daß die Beiden jedes Wort verstehen konnten:  
„Was haben Sie denn da für eine komische Frau  
bei sich? doch nichts vom Theater? Dazu sieht  
sie doch zu spießbürgerlich aus.“ Ich stellte vor.  
„Sie haben mir unter der Fülle Ihrer Liebens-  
würdigkeit noch gar nicht Zeit gelassen, Ihnen  
Frau Martha Kruse, die Gattin unseres gemein-  
samen Schüglings, zu präsentiren.“ Frau Ottla  
preßte ihr Taschentuch an die Lippen. „Nein,  
das ist entzückend, das finde ich himmlisch, der  
Fischerknabe als ehrfamer Gatte, das ist zu komisch,  
verzeihen Sie nur,“ und sie stürzte lachend aus  
dem Zimmer.

Zwischen uns entstand eine lange Pause, die  
nur dadurch unterbrochen wurde, daß Frau Kruse



sagte: „Pfui, nu nee, dei harr sich ja wol de Baden fingerdick anstrücken!“ Bald darauf verließ mich das Paar, und ich bin sicher, daß die blonde Martha eine gewaltige Gardinenpredigt losließ.

Frau Kruse blieb acht Tage lang, aber die Eheleute waren die ganze Zeit über verstimmt und gedrückt.

In meinem geheimen Schuldbewußtsein versuchte ich alles, um Frau Kruse zu zerstreuen. Ich zeigte ihr die Wunder von Berlin, Museum, Panoptikum, elegante Modeläden, Cafés — was ich mir nur denken konnte, anstatt aber ganz außer sich zu sein vor Staunen, wie ich es erwartete, sagte sie zu meiner Verzweiflung immer sehr phlegmatisch: „Ja, davor is es nu Berlin,“ nur die Markthallen machten ihr einigermaßen einen Eindruck. Man sieht, auch die Bewunderung bedarf einer Vorbildung und Schulung.

Noch schlechter fiel ein anderer Versuch aus: Ich nahm sie zur Generalprobe der „Heimkehr“ mit, und sie war zuerst von allem, was sie sah und hörte, ganz befriedigt, als aber Peter erschien und als er gar der Liesbeth (die von der goldmähnigen Else Apollo bezaubernd dargestellt wurde) zu Füßen fiel, sie sich zu ihm herabneigte, und beide

sich küßten, da schrie sie laut auf, so daß alle sich nach ihr umsahen, und ich sie aus dem Saale bringen mußte. Sie weinte und schrie: „Ihr Peter sei ein schlechter Kerl, und er solle sich nicht zum Hanswurst machen für andere Leute, das hätte er nicht nöthig, er solle gleich mit ihr kommen“ u. s. w. — Ich hatte Mühe, sie zu beruhigen.

Anderen Tages reiste sie ab. Der Peter ist ganz tiefsinnig seitdem. Bei Frau Ottla ist er auch in Ungnade gefallen, aus seiner Kunst macht er sich nichts, so ist der arme Schelm wirklich zu beklagen. Nun aber von anderen Dingen. Ihr Brief . . .

Mit bestem Gruß

Rose.

Berlin, den 9. Februar.

Ich erwarte Sie also am 13. vor der Ausführung.

Heute früh ließ ich zum ersten Mal die „Solanthe“ mit allen Soli durchsingen. Der erste Geiger mußte dirigiren, so konnte ich einmal mit rechter Muße das Ganze wie ein Fremder genießen.

Die Besetzung ist sehr gut und selbst Tristans

Spiel macht sich. Seine Stimme hat sich aufs Herrlichste entwickelt.

Dies ist der letzte Brief vor der Schlacht.

Rose.

### Telegramm.

Am 13.

Aufführung abgesagt. Brief folgt.

Berlin, am 13. abends.

Liebster Freund, Sie begreifen, daß ich in nicht grade erfreulicher Stimmung bin und halbtodt von aller Anstrengung, der nun kein ausspannender Schluß folgen sollte. Kruse ist uns davongelaufen. Direkt vor der Generalprobe.

Ich war an dem Tage schon von früh an in entsetzlicher Aufregung. Es hatte sich herausgestellt, daß die Blechinstrumente zu schwach vertreten waren, und die zweite Pauke hatte sich den Arm verletzt; nun mußten die Ersatzmänner erst wieder eingeübt werden, ich mußte früh um 7 noch eine Orchesterprobe halten, dazwischen war ein ewiges Gelaufe und Gefrage.

Um 10 soll die große Probe angehen. Nach und nach kommen meine Leute zusammen und

gehen in die Garderoben; da kommt der alte Huth, der Theaterdiener: Mit dem Herrn Kruse wäre etwas nicht in Ordnung. Zweimal wäre er schon dagewesen, um seine Garderobe abzuholen, aber es wäre „kein Korb und kein Garnichts“ zurecht gewesen, und eben wäre er einem Packträger begegnet, der einen großen Koffer von oben heruntergebracht hätte. Die Wirthin sagte auch, er wäre seit ganz früh weg, und der Miethzins für das ganze Vierteljahr hätte auf dem Tisch gelegen.

Sie können sich meinen Schreck denken! Wir warten und warten. Endlich bringt mir die Wirthin einen Brief, den sie in der leeren Kommode gefunden hat, neben dem Tristankostüm. Ich setze ihn ins Orthographische übersezt hierher.

Herrn Kose, Wohlgeboren.

Was mir meine Frau jetzt schreibt, ist, daß wir uns jetzt nicht mehr zu sorgen brauchen, denn die Marie, was meines Vaters Frau war und immer gegen uns, ist gestern gestorben mit dem neugeborenen Wurme. Aber das wissen Sie nicht. Aber ich bin nun reich und brauche nicht Sängere zu sein. Werden Sie mir ja nicht böse, lieber Herr Direktor, und der Herr Graf wegen der

vielen Wohlthaten, aber ich will alles abbezahlen, aber nach und nach, wenn Sie es so erlauben wollen. Ich mache Sie viele Unannehmlichkeiten, aber morgen ist es zu spät, denn ich habe den Kontrakt noch nicht unterschrieben, sondern erst morgen. Ich danke recht schön, Sie waren sehr gut mit mir, aber sie haben mich alle für einen Dummen behandelt und das brauche ich nicht mehr, denn ich bin reich.

Peter Kruse.

Und wie recht hat der Mann eigentlich!

Ich habe nun sogleich telegraphirt. Wir bekommen einen Tenor aus Weimar. Einen Berufstenor. Unser Peter aber ist zu seiner Herings-  
tonne zurückgekehrt. Wohl ihm!

Rose."





# Der gute Anton.







Trüfzehen Jahre hat er ihr gehört und nun — —

Von Neuem beginnt sie ihr Hin- und Herwandern, die Schleppe ihres weißseidenen Schlafrocks raschelt leise am Boden nach. Thränen fließen ihr übers Gesicht.

Sie hat es nie glauben wollen — das mit der Andern, nun schreibt er es selbst. In Helgoland hat er sich trauen lassen, ganz in der Stille.

Und wie brutal er seine Mittheilung gemacht hat! Einfach ein kurzer Brief an ihren Mann: seine Heirath, daß seine Frau eine Belgierin sei und daß er mit ihr in Brüssel leben würde. Kein Wort an sie.

Laute aufschluchzend wirft sie sich über die Chaiselongue und bearbeitet die große weiße Decke, die da liegt, mit ihren Fäusten. Wie ein ungezogenes Kind. Dann streichelt sie das weiße Fell.

Von ihm! Alles, was sie hier umgibt, ist von ihm. Er war ja immer so sorgsam und ver-

schwenderisch für sie. Auch das ist jetzt vorbei. Auch das hat jetzt die Andere.

Sie schließt die Augen und stöhnt. Unaufhörlich muß sie sich das ausmalen: die Beiden zusammen. Sie kennt ihn so genau. Jede Situation. — Und wer weiß, wie lange sie schon getheilt hat mit der Andern? Er reiste so oft nach Belgien in den letzten Jahren.

Dies ist das Erniedrigendste. Zu denken, daß er sie betrogen hat! Und sie ist immer so selig gewesen, wenn sie an seinem Arme in eine Gesellschaft trat oder an seiner Seite spazieren fuhr. Alle kannten den berühmten Künstler und beneideten sie um diesen Besitz. Selbst ihr Mann war stolz auf die Bekanntschaft. Der gute Anton!

Merkwürdig harmlos ist der immer geblieben zwischen ihnen beiden. Holt haus empfand es sogar manchmal peinlich, daß er von ihm immer wieder eingeladen wurde, nach Berlin zu kommen und bei ihnen zu wohnen. Ja, sie hat Glück gehabt bis jetzt. In Allem. Das schöne Haus, die Kinder gut verheirathet und ihr lieber Mann, der eine so rührende Verehrung für sie hat. Der Gute! Sie richtet sich auf, ganz fromm und ernsthaft.

„Ja, nun werde ich wieder eine ehrbare Frau

werden.“ Sie hat die Hände gefaltet. Gott führte sie doch gnädig. Nun befreite er sie von all der Klüge, die doch immerhin schwer auf ihr gelastet hatte. Jetzt wollte sie ihrem Anton wieder eine treue Gattin sein. Daran suchte sie sich aufzurichten.

Aber dann kommt ihr ein unbequemer Gedanke. Wenn es schon zu spät wäre? Wenn ihr Mann Verdacht schöpfte? Sie hat so haltlos geweint heute Morgen, als er ihr den Brief vorlas. Das muß er ja gemerkt haben! Mit Anstrengung ruft sie sich sein Verhalten in jenem Augenblick zurück. Hat er nicht ein sehr betroffenes Gesicht gemacht? Damals, in ihrer Aufregung hat sie auf nichts geachtet, aber nun fällt ihr Alles wieder ein. Ganz eigenthümlich hat er sie betrachtet. Sehr prüfend. Und dann äußerte er ein paar unfreundliche Worte. Er, der immer so zärtlich ist. Er sagte: „Du solltest doch mehr auf Dich halten, Amalie, mir scheint, Du vernachlässigst Dich seit einiger Zeit.“ Amalie! Sonst sagte er Amélie. Und keine Silbe über die Heirathsanzeige. Dann, als er ins Geschäft ging, hat er ihr nicht die Hand geküßt. Ganz steif und finster ist er aufgestanden und zur Thür hinausgegangen. Er weiß es, er weiß es! Jetzt weiß er es!

Verstört starrt sie ins Leere. Was soll sie beginnen? Er wird sie fortschicken, hinaus aus der warmen Behaglichkeit, in der sie so glücklich war. Das ist der Zusammenbruch, die Vernichtung. In diesem Augenblick erscheint ihr der Schmerz um Holthaus wie ein thörichter Luxus. Alle ihre Gedanken concentriren sich in dem einen Wunsche, der Vergeltung zu entgehen. Mechanisch tritt sie vor den Spiegel. Kann Anton sie denn wirklich entbehren? Aber der Spiegel gibt ihr keinen Trost. Er zeigt ihr eine schlaffe, allzu üppige Gestalt und ein schlaffes, vor Erregung fleckiges Gesicht. Nein, er wird ihr nicht verzeihen. Kein Ehrenmann würde das. Und Anton gerade, der seine Frau auf einen Thron stellt. Er lebte ja nur in ihren Triumphen. Jeden ihrer gesellschaftlichen Erfolge betrachtete er als persönliche Auszeichnung für sich selbst! Der Gute! Und nun auf einmal dieser Schlag für ihn. Was muß er dabei leiden!

Ein warmes Mitleid mit diesem Manne, den sie all' die Zeit her halb vergessen hat, steigt in ihr auf. Sie kommt sich gegen ihn so niedrig vor, seiner Güte so unwürdig. Wie hat sie es nur übers Herz gebracht, ihn zu betrügen, Jahr um Jahr? Am liebsten möchte sie sich vor ihm verkriechen.

Nicht mehr aus Furcht, jetzt nur aus überwältigender Scham und aus Jammer über das, was sie ihm angethan. Aber sie will sich vor ihm demüthigen, ihm Alles beichten. Und dann will sie sogleich sein Haus verlassen, damit er von ihrem Anblick befreit wird.

Wirre Pläne huschen über ihre Seele.

Da klingelt es an der Hausthür. Jrgend eine Frauenstimme. Eine Commerzienrätthin wird gemeldet. Merkwürdig, wie viele gute Freundinnen sich nach ihrem Befinden erkundigen, seit heute Morgen! Das ist nun schon die Vierte. Aber sie kann sie nicht empfangen in diesem Zustande. Sie kann nicht.

„Sagen Sie, ich hätte Migräne, Fanny!“ Aber die gute Freundin geht nicht. Sie ist draußen im Flur mit dem Hausherrn zusammengetroffen, der aus dem Contor herauf kommt. Sie reden zusammen. Die angstvolle Frau hier drinnen hört jedes Wort. Erst Gleichgültiges, und jetzt, jetzt kommt die Folter. Mit angehaltenem Athem steht sie an der Thür und leidet. Vor Allem für ihren Mann, dem nun auch das nicht erspart bleibt.

„Also mit Holthaus ist es nun doch wahr?“

fragt die Besucherin. „Man munkelte schon lange von einer schönen Belgierin. Das Verhältniß muß schon Jahre lang bestehen. Was sagt denn Ihre liebe Frau zu der Geschichte? Wußte sie davon? Und wird sie Hölthaus nicht ein wenig vermiffen? Wie?“

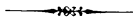
Und jetzt fängt er an zu sprechen, ihr Mann mit seiner hohen, ein wenig scharfen Stimme. Was wird er sagen? Was sagt er nur? — Das Blut rauscht ihr in den Ohren, aber allmählich nimmt sie sich zusammen. Und jetzt versteht sie. Ganz genau. Eine hysterische Lust zu lachen kommt sie an. Sichernd und schluchzend spricht sie hier drinnen Alles nach, was sie ihn draußen sagen hört:

„Ich kann nur wiederholen, gnädige Frau, Hölthaus denkt nicht daran, seine bisherige Lebensweise aufzugeben. Noch heute hat meine Frau einen Brief von ihm erhalten, indem er auch dieses unmöglichen Gerüchtes erwähnt. Solches Geschwätz entsteht ja leicht, namentlich, wenn es sich um eine Person en vue handelt. Nein, Hölthaus war und ist unverheirathet und wird es bleiben. Vielleicht verbreiten Sie das gütigst, gnädige Frau?“

Er hatte sehr langsam und pointirt gesprochen. Mit beleidigter Stimme. Die Gattin sieht ihn förmlich vor sich, wie er sich bläht und sich kropft und auf die Zehen reckt. Ihr Gesicht ist weiß geworden, der Mund verzieht sich, als sähe sie ein Gewürm. Und auf einmal wird sie ganz ruhig. Jetzt ist sie keine Schuldige mehr. Er hat zurückgezahlt.

Noch immer hört sie ihn, wie er sich anstrengt und die „Familienehre vertheidigt.“ Sie lächelt bei dem Wort, das ihr in den Sinn kommt. Beinah ein wenig amüßirt. Und dann zieht eine Art Frieden über sie. Eine ruhige ironische Behaglichkeit. Er hat ihr über Schmerz und Reue hinweggeholfen. — Am Ende muß sie ihm noch dankbar sein.

Dem guten Anton!







# Die Handschrift der Natur.





„Wollen wir eine kleine Pause machen, lieber Professor?“

„Einen Augenblick noch, wenn ich bitten darf!“

Wieder herrscht tiefe Stille in dem geräumigen Atelier. Die schweigsame Gesellschafterin dort im dämmrigen Winkel hat bei der Frage von ihrem Buche aufgeblickt, nun schlägt sie mit leise knistern- dem Geräusch ein neues Blatt um und vertieft sich wieder in ihre Madame de Remusat. Draußen rasselte ein Wagen schwerfällig über das holprige Vorstadtpflaster, daß hier oben das große Nordfenster, dessen untere Scheiben mit einem dunklen Teppich verhängt sind, zu zittern und zu klirren beginnt. — Sonst Alles wie zuvor!

Nur jetzt keine Pause! — Der Professor athmet tief, und eine zackige Ader zeigt sich, dick anschwellend, an Stirn und Schläfe. In fieberhafter Hast wandert sein Pinsel von Leinwand zu Palette hin und her, und unablässig sammelt

sein Auge. Prüfend überfliegt sein Blick wieder und immer wieder die schlanke Frauengestalt, die ihm dort auf erhöhtem Sitze unbeweglich gegenüber sitzt. Die reinen Linien ihres Profils heben sich weiß und ruhig von dem dunklen Grün der als Hintergrund aufgestellten Tapetenwand ab. Der braune Haarnoten, den eine goldene Spange zusammenhält, die schmale, fluggewölbte Stirn, die großen schwärmerischen Augen, alles paßt zu dem Bilde, das man sich von der berühmten aristokratischen Dichterin macht, deren formvollendete, gedankenreiche Verse mit denen des Grafen Schack verglichen werden. Alles! — nur Eines nicht! Und an diesem Einen hat der Künstler schon die ganze Zeit über herumgeräthelt. Siegt es in der zarten Linie zwischen Mund und Nase? An dem leichten Herausziehen der Mundwinkel? Und jetzt, eben jetzt glaubt er dem Problem auf der Spur zu sein.

Es ist, als zwänge die Ermüdung jene beherrschten Züge, ihr verborgenes Geheimniß zu offenbaren. Ein kindlich mädchenhafter Ausdruck, halb Sehnsucht, halb Erwartung, hat für einen Augenblick die gewohnte stolze Ruhe des schönen Gesichts verdrängt, und jetzt fällt dem Maler auch das weich zurückgehende Kinn wieder auf,

das seltsam kontrastirt mit der übrigen energischen Bildung.

Der Professor blickt mit halbgeschlossnem Auge prüfend herüber, steckt einen Pinsel, der ihm im Wege ist, in zerstreuter Hast quer in den Mund, während er den andern als Maß gleichfalls wagerecht vor sich hinstreckt, um noch einmal den Contour von Original und Gemälde zu vergleichen. Plötzlich zieht ein glühendes Roth über sein dunkles, hageres Gesicht. Nach zehn Jahren der Arbeit und des Kampfes spürt er es auf einmal mächtig, daß die Erinnerung in seinem Blute lebendig geblieben ist, und daß jene stolze fürstliche Dichterin dort eins ist mit dem schlanken, jungen Geschöpfe, das er einmal sekundenlang in seinen Armen gehalten, dessen Rippen heiß und weich den seinen begegnet sind, und nach dem er so unsinnig verlangt hat Wochen, Monate hindurch, bis ihm die Arbeit hinweghalf über diese Thorheit . . . .

„Hotel B. Abends 6 Uhr.“

„Sie müssen mir einen riesigen Gefallen thun, lieber Möricke! Ich bin in Verzweiflung!

In einer Stunde fängt hier die große Fest-

vorstellung an, zu der ich die lebenden Bilder stelle, — da kommt mir der liebe Nefte des Hauses, Graf Ferdinand, in einem Zustand in die Garderobe, daß er unmöglich auftreten kann, noch dazu in der ersten Nummer, wie es bestimmt war. Sie können sich meine Wuth denken! — Fortbleiben kann und darf das Bild nicht, weil die begleitende Dichtung völlig auf diesem Anfange beruht, auch muß die Sache möglichst vertuscht werden. Da können nur Sie helfen! Sie müssen den Pygmalion darstellen! Größe, Figur — Alles stimmt; — das Kostüm ist da und zurecht-schminken werde ich Sie schon. Die Droschke wartet.“

„Professor W . . . .“

Noch vor einigen Tagen, beim Umziehen in dieses neue Atelier, hat Helmuth Wörcke diesen Zettel in der Hand gehalten, belächelt und mit vielen anderen zerrissen, jetzt auf einmal stellt sich ihm die vergangene Zeit wieder lebhaft vor die Sinne.

Halb belustigt, halb ärgerlich war er damals dem Wunsche seines Meisters nachgekommen und nach dem Westen der Stadt zum Hotel B. gefahren, wo seine Droschke sich einer endlosen

Reihe von Equipagen, die langsam vorrückten, an-  
schließen mußte. Das große, glänzend erleuchtete  
Gebäude warf seinen Schein in die glitzernde  
Winternacht hinaus, und der Kontrast der flim-  
mernden Helle zu den kompakten, ziehenden  
Menschenmassen fesselte eine Weile die Augen des  
jungen Kunstschülers, die des malerischen Sehens  
gewohnt waren, dann aber gab er Schauen und  
Warten auf, sprang mit beiden Füßen in den  
knirschenden Schnee hinein und eilte nun zum  
weitgeöffneten Portale, wo ein Portier in roth und  
goldner Livree, der einen imponirenden Herolds-  
stab in der Rechten hielt, das dürstige Köckchen  
und den großen Schlapphut des jungen Menschen  
bedenklich musterte. Der Name des Professor  
W . . . aber that seine Schuldigkeit, und Hell-  
muth eilte nun, geführt von einem Diener in  
schwarzem Frack, die reichbelegte, blumenumgebene  
Treppe hinauf. Der warme Duft, den er ein-  
sog, diese ganze prächtige Umgebung, versetzten  
ihn plötzlich in eine träumerisch = märchenhafte  
Stimmung. Er war armer Leute Kind und hatte  
sich nie hineingesehnt in jene parfümirte Welt,  
„deren einzige Arbeit das Vergnügen ist,“ wie er  
meinte; heute aber dünkte es ihn ein köstlicher

Spaß, einmal eine Stunde „Prinz zu spielen,“ und mit einem Gefühl froher Erwartung betrat er die heiße Garderobe, aus der ihm ein Gemisch von süßlichen Gerüchen entgegenquoll. Die bei der Aufführung mitwirkenden Herren schienen den Raum soeben verlassen zu haben. Ein Chaos von abgelegten Kleidern, Stiefeln und halbgeleerten Champagnerflaschen lag am Boden. Auf Tischen und Stühlen lagen und standen Weingläser, Taschenuhren, Cigarettenstummel, Schminktöpfe und Brennscheren, Schlipse und Bartwolle und ein Teller mit Kaviarbrödchen friedlich beisammen, Alles mit einem Schleier von weißem Puderstaub überzogen.

„Endlich!“ rief ihm der Professor zu, den man herbeigerufen hatte. „Das ist gut, daß Sie kommen! Nur rasch umkleiden! Nein, Sie müssen sich ganz ausziehen! Hier das Tricot ist für Sie und dann — Donnerwetter! Sie sind ja prachtvoll gewachsen! Nur Vorsicht, Vor — sicht! — So! Hier das Gewand. Die Falten ziehe ich Ihnen dann auf der Bühne zurecht. Und wo haben Sie denn Ihre Sandalen? Himmel wo sind die Sandalen hingekommen?“ Ein alter Mann brachte endlich die Gesuchten.



„Ja, wir kommen, wir kommen ja schon!“ rief der Professor hinaus, da Bote auf Bote zur Eile mahnte. „Noch etwas Braun unterlegen! Sie sehen wirklich famos aus, die Comtesse kann mit dem Tausch zufrieden sein!“

„Wer?“

„Ihre Partnerin! Aber sehen Sie, das da —“ indem er auf eine Farbenskizze wies, „ist Ihre Stellung; dann die Arme erheben — sehen Sie — so! Und das dritte Mal, wenn sie sich zu Ihnen herunterneigt, dann beugen Sie sich vor und halten sie — etwa so! Na, Sie werden schon machen! Vorher spricht die Comtesse ihren Prolog, dann kommt sofort das Bild. Nur vorwärts, vorwärts!“

Damit schob er ihn vor sich her ins Helle, Kühle und durch einen langen schmalen Gang in blendendes Lampenlicht. Ein leeres Postament zwischen hohen Vorbeerbäumen, von draußen tönt eine weiche Frauenstimme, die Verse spricht, dann wird Alles still. Ein warmer Luftzug — der Vorhang weht ein wenig auseinander und schließt sich gleich wieder hinter der schlanken weißen Gestalt, die hindurchgeeilt ist.

„Gott sei Dank! das ist vorüber,“ ruft sie.

„Nun schnell etwas Buder! Danke, danke, lieber Professor. Aber das ist ja nicht —“

Da fliegt der Vorhang auseinander, leise Musik ertönt und Pygmalion heftet staunend und entzückt seine Blicke auf das reizende weiße Gesicht, das ernst und still zu ihm hernieder sieht. Murmeln und Flüstern unter den Zuschauern, hier und da sogar diskretes Klatschen. Der Vorhang schließt sich wieder. Befremdet blicken die großen dunkeln Augen der Comtesse auf den Eindringling. Der Professor flüstert ihr ein paar Worte ins Ohr, während er ihr den Buder vom Gesicht entfernt, daß das ganze junge Leben neu hervorglänzt. Sie steigt wieder empor und mit erst gewolltem, dann unbewußtem Entzücken bohrt der Jüngling seine verlangenden Augen in ihre junge Schönheit. Und jetzt — jetzt neigt sie sich, und er hält sie in seinen Armen; hält sie und sein Gesicht streift das warme, athmende Antlitz, sein Mund drückt sich auf die wehrlosen Rippen, die ihm so nahe sind.

Es gibt noch keine Erinnerung, keine Neue in seinem schlichten, arbeitsreichen Leben, und so wird ihm das, was er in diesem Augenblicke fühlt, zur unerwartetsten Offenbarung.

Zehn volle Jahre freilich! — Was liegt Alles

dazwischen! — Er lächelt, wenn er daran denkt. — — —

Was man im B.—schen Kreise über die ganze Verwechslung gesagt, ob die Comtesse selbst, in der Erregung des Augenblickes die fremde Gluth nicht gespürt hat — er weiß es nicht.

Wie sinnlos ist er damals in die Garderobe gestürzt, hat sich die Kleider vom Leibe gerissen und seine eigenen wieder angelegt, ohne daß ihm damit die alte Besonnenheit zurückgekehrt wäre. Und dann ist er die halbe Nacht im tiefen Schnee herumgelaufen, bis er endlich völlig durchnäßt und erschöpft wieder in seiner Wohnung angelangt ist. Und am nächsten Tage — die Ferien standen vor der Thüre — ist er in seine Heimath gereist, „um nie wieder zurückzukehren,“ wie er sich vornahm. Dann hat er die Zähne zusammengebissen, ist zurückgekommen und hat weiter gearbeitet. Und als jetzt vor wenigen Wochen die gefeierte Dichterin sein Atelier betrat, um ihr Porträt bei ihm zu bestellen, als sie ihm in der ersten Sitzung in ihrem weißen Kleide klug und ruhig entgegentrat, da ist auch kein Gedanke herübergeflogen zu jener kindischen Märchenstunde vor langen, langen Jahren — und jetzt! — Der Professor räuspert sich, wie immer,

wenn er erregt ist, und athmet tief auf. Ein leiser Seufzer antwortet dem seinen. Erschreckt blickt er auf. Das erblaßte Gesicht der Dichterin hat sich zur Seite geneigt, sie scheint einer Ohnmacht nahe. In einer Sekunde ist er an ihrer Seite.

„Verzeihen Sie mir,“ sagt er, indem er die Hand ausstreckt, um ihr die Stufen herabzuhelfen. „Ich habe Sie nun doch zu lange gequält.“ Auch die Gesellschafterin ist mit ein paar kleinen, raschen Schritten an ihre Seite getreten.

Sie lächelt. „Es ist nichts!“ sagt sie, indem sie heruntersteigt. „Nur diese Todtenstille und das ewige Hinstarren auf diese entsetzliche graue Wand hatten mich förmlich hypnotisirt. Ich muß mir ein wenig Bewegung machen, damit ich meine Glieder wieder fühle.“

Und während sie mit großen, regelmäßigen Schritten auf- und abgeht im Atelier, kehrt ihr allmählich Farbe und Fassung wieder zurück. Der Maler ist zu dem schmalen Wandschrank getreten, der seine kleinen Tages-Vorräthe birgt: Wein, Apfelsinen, ein wenig Brot und kaltes Fleisch und eine Kiste Cigarren.

„Hier,“ sagt er und schenkt das seltsam geformte venetianische Trinkbecherchen bis zum Rande

voll, daß der goldbraune, spanische Wein in der Sonne funkelt. Sie dankt und nimmt einen kleinen Schluck, mehr aus Höflichkeit als aus Bedürfniß, wie er bemerkt, dann bietet sie das Glas ihrer Gesellschafterin an, die es mit zierlichen, kleinen Bewegungen leert, indem sie den kleinen Finger der rechten Hand weit von sich abspreizt.

Die alte Dame, eine Frau von Berlepsch, ist eine entfernte Verwandte des gräßlichen Hauses, die seit einigen Jahren bei ihrer verwaissten Nichte lebt. „O wie süß!“ ruft sie und drückt die verblaßten Augenlein zusammen, so daß ihr Gesicht mit der spizen Vogelnase und den tausend kleinen Angstlichkeitsfalten lebhaft an ein sterbendes Huhn erinnert, „welch' ein feuriger Nektar!“ Und damit tritt sie zu der Staffelei, um einen prüfenden Blick auf das begonnene Gemälde zu werfen, dessen untermalte Flächen sie mit Entzücken betrachtet.

„Ist sie nicht schön, ist sie nicht göttlich, unsere Irene!“ ruft sie dabei und weist auf die hohe, ebenmäßige Gestalt, die im ruhigen Auf- und Abwandeln jetzt den breiten Lichtstrom durchschreitet, der von oben hereinfällt. Die goldene Spange blitzt auf, und im welligen Haar schimmern rothe Reflexe.

Frene, die an die enthusiastische Bewunderung ihrer „mütterlichen Freundin“ gewöhnt zu sein scheint, tritt nun gleichfalls an die Leinwand. „Sind Sie zufrieden?“ fragt sie und weist mit den Augen darauf hin. „Es wird!“ entgegnet er, ebenso lakonisch. Er spricht nicht gern über seine Bilder, während er daran malt, und sie weiß das. Frau von Berlepsch aber fährt fort: „Nein, dieses Leben, dieser Ausdruck! Geben Sie ihr eine Veier in die Hand, einen Lorbeerkranz ins Haar — und Sappho steht vor Ihnen.“ Der Professor sieht etwas ironisch auf das zapplige alte Dämchen herab.

„Tantchen schwärmt nun einmal für die Allegorien und Attribute der alten Zeit,“ fällt die Comtesse ein. „Damals freilich war es bequem, zu charakterisiren; der Maler legte einfach einem Kaufmann ein paar Waarenballen zu Füßen, oder er gab einer Dame, die er als kühn und extravagant bezeichnen wollte, eine Armbrust in die Hand.“ Der Professor nickt. „Auch für das denkfaule Publikum ist es bequem,“ sagt er, „wenn man schon auf hundert Schritte die Absicht des Künstlers versteht. Diese goldenen Zeiten sind nun freilich für uns vorbei! — Heut zu Tage ge-

nügt es nicht, daß der Noß gut getroffen ist, man will auch sehen, was für ein Kerl drin steckt."

"Ja, ja, Kleider machen Leute!" bemerkt tief-sinnig Frau von Berlepsch, die dem Gespräche nicht gefolgt ist, da der Wein sie schläfrig gemacht hat, und die nur eine günstige Gelegenheit abwartet, um sich ihren stillen Winkel zurück zu erobern. Eine Weile schweigen alle drei.

"Ein Gesicht, wie dieses, bedarf keiner Emblème," beginnt der Professor wieder, indem er sich der Staffelei nähert und sein Werk mit jenem gleichsam entfremdeten Blicke des Künstlers umfaßt. „Auf diese Züge hat die Natur mit ihrer deutlichsten Schrift das Wort „Dichterin“ geschrieben, und ich habe nichts zu thun, als mit dem Pinsel nachzuziehen.“

„Immerhin mag es doch interessanter sein, die Handschrift der Natur, als die eines beliebigen Schneiders zu kopiren," bemerkt Irene, „aber freilich auch schwieriger.“

„Sie ist nicht so räthselhaft, wie man meint,“ entgegnet er eifrig, „und die Sprache der Natur hat so gut ihre immer wiederkehrenden Vokabeln, wie jede andere.“

„Zum Beispiel?“

Seine, Auf der Schwelle.

„Nun zum Beispiel bedeutet ein Stumpfnäschen — Naivetät; eine kurze Oberlippe über schönen Zähnen — Koketterie; Nachgrübchen — Heiterkeit u. s. w. u. s. w. Lange Wimpern lassen auf Melancholie schließen, hochgezogene Augenbrauen auf thörichte Wichtigthuerei, während senkrechte Stirnfalten auf berufsmäßiges Nachdenken deuten.“

Er hat erwartet, sie über seine Paradoxen lächeln zu sehen und freut sich schon auf ihr lieblich gehaltenes Lippenspiel dabei, sie aber nicht ernsthaft bestätigend. „Ist es nicht hart, solch' eine fertige Zeichnung mit auf die Welt zu bringen,“ fragt sie dann, „so daß man nachher sein Uebelang nichts anderes zu thun hat, als sich mit Wesen und Thätigkeit da hineinzupassen?“

Der Professor sieht sie erstaunt an. „Ich verstehe Sie nicht,“ erwidert er gelassen.

Sie weist auf ein Armband, das ihr linkes Handgelenk umschließt — eine Reihe schön geschnittener Rameeen. „Ich habe einmal zugehört, wie eine solche Gemme entsteht,“ sagt sie, und eine seltsame Erregung zittert in ihrer Stimme. „Die Zeichnung ist da — die Oberfläche gegeben, und nun schneidet und feilt der Künstler so lange in den Stein hinein, bis endlich das gewollte Bild



entsteht. So, meine ich, verfährt das Leben, dieser unbarmherzige Künstler, auch mit uns. Unser Aussehen, Gesicht und unsere Körperformen sind gleichsam die Ueberschrift zu dem, was wir werden müssen.“

Ueberrascht blickt er auf sie herab. Meint sie wirklich das, was sie sagt, oder will sie nur geistreich sein?

„Es ist ein alter, geheimnißvoller Brauch der Zigeuner,“ fährt die Comtesse fort, „aus den Linien der Hand die Zukunft zu prophezeien. Vielleicht ist auch das uralte Weisheit und Erfahrung, und unsere Hand, mit allen ihren feinen Strichen und Linien, ist die Generalstabskarte, auf der unser Lebensweg — dem Kundigen deutlich erkennbar — vorgezeichnet ist! — Mir wurde der starre Vorbeer prophezeit,“ setzt sie leise hinzu. Ihre Augen blicken traurig ins Weite, und ihre Lippen haben sich geöffnet.

Eine Pause entsteht. Aus der Ecke drüben tönt das tiefe, regelmäßige Athmen der Frau von Berlepsch, dem Professor wird unbehaglich zu Muth. Er räuspert sich, und da Irene zu ihm aufsieht, sagt er: „Ihre Theorie will mir nicht in den Kopf. Ich habe mich bisher immer an

den Spruch des alten Mystikers Angelus Silesius gehalten, der sagt:

„Es ist eine Gerechtigkeit auf Erden:  
Daß alle Gesichter wie die Menschen werden.“

Sie schüttelt den Kopf. „Haben Sie es denn nie beobachtet,“ sagt sie lebhaft, „wie der Schein allmählich zum Sein wird? Wie unsere ganze Umgebung uns in den vorgezeichneten Weg förmlich hineindrängt und wie endlich ein unbewußtes Streben nach Harmonie uns selbst dazu zwingt, unser Inneres mit unserem Aeußeren in Einklang zu bringen?“

„Uns?“ fragt er verwundert. „Wer sich so frei ausleben darf, wie Sie, Comtesse, der hat wohl kein Recht zu solcher Betrachtung!“ Sie antwortet ihm nicht, sondern blickt mit einem gewissen feierlichen Ernste gerade vor sich hin.

„Und doch bin ich gerade ein Beispiel dafür, wie man zur Dichterin erzogen werden kann,“ sagt sie sinnend. Er schüttelt lächelnd den Kopf. Sie aber läßt sich auf dem großen, geschnitzten Lehnsessel nieder, den er ihr hinschiebt. „Ich will Ihnen erzählen, wie ich zur Poesie kam, und Sie werden mir Recht geben.“

„Als ein tolles, übermüthiges Kind wuchs ich unter meinen gleichgearteten Geschwistern auf. Neun Jahre mochte ich alt sein, als mein Vater auf den Einfall kam, mich malen zu lassen. Der Münchener Künstler, der schon die Porträts meiner beiden älteren Brüder gemacht hatte, wurde aufs Neue berufen. Er kam und schien sehr eingenommen von seiner diesmaligen Aufgabe. Es war in meiner Gegenwart viel von meinem „philosophischen Gesichtchen,“ meinen „großen träumerischen Augen“ die Rede, und man begann eine Aehnlichkeit zu finden zwischen mir und dem dunkleren der beiden Engelsköpfe auf der Sixtina. Meine Aufmerksamkeit war geweckt. Stundenlang stand ich nun vor dem großen Kupferstich, der in unserer Wohnstube hing, um das Engeldchen zu betrachten, dem ich so ähnlich sein sollte. In kindlich neugieriger Eitelkeit stellte ich mich auch wohl vor den Spiegel und versuchte so lange, bis ich den tiefsinnigen Blick dieser Augen getroffen zu haben glaubte.

Ich entfinne mich ganz genau, daß, so oft mich Jemand aufmerkfamer betrachtete (was anläßlich des Bildes jetzt oft geschah), ich unwillkürlich jenen halbstudirten Blick machte, von dem ich

wußte, daß er Ausrufe zur Folge hatte, wie:  
„Seht die kleine Philosophin! Wie poetisch! —  
Das Kind wird noch einmal eine Gelehrte werden!  
— Eine Dichterin!“ —

Diese Urtheile, die damals ja nur meinem Aeußeren galten, machten einen tiefen Eindruck auf mich, und in dem dunklen Gefühle, daß es nun eigentlich meine Schuldigkeit sei, die Erwartungen zu erfüllen, die man von mir hegte, hielt ich mich von dem wilden Spiele der Geschwister fern, saß allein abseits unter einem Baume, ein Buch in der Hand und las, wie ich es auf einem Bilde meines „Orbis pictus“ gesehen hatte, das die Unterschrift trug „Ein Dichter.“

Wurde ich dann von den Geschwistern geneckt, so nahmen die Erwachsenen mich in Schutz:

„Laßt sie doch! Sie ist eben anders als Ihr!“

„Ich wette, Du machst heimlich Verse!“ sagte einmal ein Freund unseres Hauses, indem er mir durch die Locken strich und, zu meiner Mutter gewendet, leise hinzufügte: „Sie hat Poeten-  
augen.“

„Verse? Nein, ich hatte noch nicht daran gedacht! Nun aber begann ich mit Feuereifer meinen „Echtermeyer“ und meinen „Altrogge“ durchzu-

studiren und, nach dem Muster der vorhandenen, selbst Verse zu schmieden, die nicht besser und nicht schlechter waren, als es solche Erzeugnisse zu sein pflegen. Dann wurden Raubzüge gemacht in den Bücherschrank, der uns Kindern eigentlich verschlossen war. „Mit Frene müssen wir eben eine Ausnahme machen,“ sagte die Mama und überließ mir ruhig sämtliche Klassiker, die ich mit Eifer wieder und immer wieder las, bis ich weit mehr in jener geträumten schönen Welt zu Hause war, die mir meine Lektüre erschloß, als in der mich umgebenden Wirklichkeit.

Natürlich ließ ich meiner erregten Phantasie in Vers und Prosa freien Lauf, und mittlerweile hatte ich auch etwas gelernt, so daß ich meinen Gönnern, die diese Erstlingsversuche in die Welt einführten, keine Schande machte. Ich war ja nicht dumm, nicht unbegabt und hatte überdies eine Erziehung genossen, die geradezu auf meine Ausbildung zur Schriftstellerin lossteuerte! Meine Arbeiten waren fleißig und sorgfältig ausgeführt; ich beherrschte die schwierigsten Formen, man lobte meine „poetische Sprache,“ kurz — man war mit mir zufrieden.

Schon als ich 17 Jahre alt war, galt es für

ausgemacht, daß ich, „die Dichterin,“ keine Freude an der leichteren Unterhaltung der geselligen Vergnügungen fände. Ich selbst behauptete das. „Meine Bücher sind meine besten Freunde!“ sagte ich, ohne zu ahnen, daß es nur befriedigter Ehrgeiz war, der mich so sprechen ließ und die Unkenntniß aller der Dinge, die „Jugend und Leben bedeuten.“

Die Dichterin athmet tief und schwer, ehe sie fortfährt: „Die Franzosen werfen unsern deutschen Mädchen vor, daß sie „Alles wissen und Nichts kennen.“ Auf mich wenigstens paßte dieser Ausspruch! Unzählige Male schon hatte ich in kunstvollen Versen Liebesglück und Liebesleid besungen, ehe ich selbst — und nur ein kurzer Moment — —“

Sie schließt die Augen.

Ein lieblich träumerischer Ausdruck kommt in ihr Gesicht, und heimlich treiben Erinnerung und leise, unbewußte Sehnsucht ein wunderliches Spiel in ihrem Herzen, daß dieses kluge Herz zu klopfen beginnt, unvernünftig, süß und wild — ganz wie es „damals“ klopfte.

Und wie damals fühlt sie durch die geschlossenen Lider hindurch einen beharrlichen Blick auf sich geheftet, der sie zwingt, die Augen auf-

zuschlagen und hineinzublicken in die grünliche, flammende Tiefe der feinen — ganz wie damals!

Es ergreift sie eine seltsame Verwirrenheit; Gegenwärtiges mischt sich phantastisch mit der Vergangenheit, und während sie sich das Bild des feurigen jungen Kunstschülers zurückrufen will, tritt an seine Stelle die kräftige, geschlossene Persönlichkeit des Mannes, der in greifbarer Wirklichkeit vor ihr steht.

Sie zwingt ihre rebellischen Gedanken zurück zu jener Stunde vor langen, langen Jahren, zu jener Empfindung überraschter, neugieriger Lebenslust, mit der sie in den Armen des schlanken, jungen Griechen lag, und sie hört wieder eine warme, klangvolle Stimme: „Verzeihen Sie nur, ich habe Sie nun doch zu lange“ — Nicht doch! Er, der junge Kunstschüler hat jetzt diese Worte nicht gesprochen, seine Stimme hat sie wohl kaum gehört in jenem Augenblick — aber hier — der Professor —?

Sie sucht sich gewaltsam loszureißen aus ihrer Verwirrung.

„Das ist lange her!“ sagt sie, indem sie sich erhebt. Die Bewegung gibt ihr die gewohnte Besonnenheit und Ruhe wieder. „Lange her!“ wiederholte sie, „ich war damals noch —“

Sie stockt, denn der Maler ist plötzlich vor sie hingetreten, seine Augen funkeln, und sein Gesicht hat sich geröthet: „Phygmalion und Galatea — war es das?“ —

Sie sieht ihn starr an, dann fliegt über ihre Züge ein plötzliches Verstehen, — sie läßt die Arme sinken und biegt das schöne, stolze Haupt zurück.

„Phygmalion!“ wiederholt sie träumerisch, dann blickt sie ihm tief und forschend in die Augen, und mit einer unendlichen Weiche in Ton und Gebärde sagt sie, während Thränen in ihren Augen aufsteigen: „Sie waren der Erste und Einzige, der in mir nicht die stolze, unnahbare Dichterin sah, sondern das natürlich empfindende Mädchen — das Weib.“

Er ergreift ihre beiden Hände, daß sie das Hämmern seiner Pulse fühlt bis in ihre eigenen Fingerspitzen hinein: „Und wenn es so ist — wenn Sie mir nicht zürnen — wenn Du — Es ist noch nicht zu spät — wir können — —“ Sein Athem geht keuchend, und seine Lippen zittern.

Ein seltsames schluchzendes Lachen kommt aus ihrem Munde. Sie schließt die Augen. Ein köstliches Gefühl willenloser Hingebung ergreift sie, als triebe sie langsam auf den Wellen eines starken



Stromes dahin, dessen Heben und Senken sie wohligh an ihrem Körper zu spüren meint. So läßt sie sich von der leidenschaftlichen Kraft dieser Hände, die noch die ihrigen halten, heranziehen und von seinen Armen umfassen mit athemraubender Hestigkeit. Eine Wonne, so stark, daß sie an die Empfindung des Schmerzes grenzt, durchschauert sie. Die Thränen laufen ihr über das Gesicht, und seine heißen Rippen saugen sie auf. Er drückt seinen Mund auf den ihrigen, daß seine Zähne sich in ihre weichen Rippen pressen, er betastet ihr Haar, er küßt ihre Finger, jeden einzeln, und das alles mit einer lautlosen Geschäftigkeit, die etwas komisches hat. Sie läßt ihn gewähren und weint und lächelt. Endlich löst sie sich sanft aus seinen Armen. Sie stellt sich auf die Füße, legt die Hände um ihre Hüften und rekt sich anmuthig empor. Sie ist hinreißend schön in diesem Augenblick, und er stürzt aufs Neue auf sie zu. Sie aber wehrt ihn leise ab, und während sie sich glättend über Haar und Kleidung streicht, verschwindet der Ausdruck seliger Erregung aus ihrem Gesicht.

Ihre Züge konzentriren sich — sie blickt zu Boden.

Er betrachtet sie mit Befremden. „Habe ich Dich verletzt, Geliebte?“ fragt er ängstlich und greift nach ihrer Hand, „war ich zu stürmisch?“

Sie hört ihn nicht und achtet nicht auf seine Frage.

Sie ergreift einen Bleistift, der auf dem Tische liegt, nimmt eine breite Visitenkarte aus der großen Bronzeschale dort und schreibt auf die Rückseite ein paar Zeilen in ihrer schlanken Schrift. Er sieht ihr über die Schulter. Jetzt streicht sie ein Wort aus und fügt ein anderes ein, dann liest sie:

„Die Zeit der Wunder kehrt uns wieder,  
Vom Postament steigt Galatea nieder;  
Aufs neue will sie in der Liebe Armen  
Zu niegekannter Lebensgluth erwarmen.  
Das Marmorbild beginnt zu lernen,  
Was Regung heißt und Wort und Ton,  
Und dankbar neigt sich's dem modernen,  
Dem besseren Pygmalion.“

„Es ist schlecht geworden,“ fügt sie hinzu und runzelt ein wenig die weiße Stirn.

Er erröthet plötzlich, wie ein Schulknabe erröthet, der sich schämt. Ein kaltes Gefühl von Enttäuschung treibt das Blut aus seinem Herzen und drängt ihm den siedenden Strom in die Stirne hinein.

„Was hast Du?“ fragt Irene erstaunt und sieht ihn an.

Die Gluth hat sich langsam über sein ganzes Gesicht verbreitet und zieht sich noch tief unter das dunkle, büstenartig geschnittene Haar.

Eine unbestimmte Angst steigt in ihr auf. — Sie zittert. „Was hast Du?“ fragt sie noch einmal.

Er beugt sich zu ihrem Ohr, und — als schäme er sich des Bekenntnisses — flüstert er ihr zu: „Sei mir nicht böse, Du Einzige, Liebe, aber es thut mir wehe, daß Du jetzt dichten kannst!“

Sie sieht, wie der Strahl übermüthigen Glückes in seinen Augen erlischt; sie liest die peinliche Ernüchterung in seinen Mienen, und alle Farbe weicht aus ihrem Gesicht.

Sie taumelt, als habe sie einen Schlag erhalten.

„Zu spät!“ sagt sie endlich leise. „Es ist alles zu spät!“

Er sieht sie mitleidig und zärtlich an, aber er schweigt.

Eine unsägliche Bitterkeit kräuselt ihre Rippen.

„Sie haben Recht!“ sagt sie, und ihre Stimme

klingt rauh vor verhaltenem Schmerze. „Allzu-  
lange habe ich die Liebe in kunstvollen Sonetten  
und Terzinen besungen — nun verstehen meine  
Lippen nicht mehr das schlichte Wort „Ich liebe  
Dich!“ zu formen.“ Er fühlt ein tiefes Erbarmen  
mit ihrer Seelenpein. „Frene!“ ruft er, „mein  
armes Kind, was redest Du da! Komm zu mir,  
sprich zu mir, sage mir, daß Du mich liebst, daß  
Du mir gehören willst. So sprich doch, Geliebte!  
Hörst Du mich nicht? Frene!“

Ein Grauen faßt ihn vor dieser todtten, statuen-  
haften Ruhe. Er berührt ihre herabhängenden  
Hände — sie sind kalt wie Eis.

„Umsonst!“ sagt sie tonlos. „Die Handschrift  
der Natur ist nicht zu löschen! — Mir ward der  
starre Vorbeer prophezeit!“

„Aber das ist Wahnsinn!“ sagt er und ergreift  
sie an den Schultern, als wolle er sie wachrütteln  
aus einem banger Traume.

Sie schüttelt traurig den Kopf, und ihre Augen  
starren ins Leere. —

Es ist ihm plötzlich, als entschwände sie ihm  
wie ein wesenloses Etwas unter den Händen. Er  
läßt die Arme sinken und weicht langsam von ihr  
zurück, wie vor einem Phantom.

Dabei stößt er an seine Staffelei, und die Leinwand in ihrem Blendrahmen fällt zu Boden. Das polternde Geräusch weckt die Tante aus ihrer beschaulichen Ruhe. „Ja, ja, ‚die Handschrift der Natur!‘“ sagt sie, sich ermunternd, „ich habe Alles gehört! Ist denn die Pause schon vorüber?“

Und sie blickt fragend von Einem zum Andern.





# Fräulein Bertha.

Die Erzählung einer Schauspielerin.







„Wenn ich an die großen dramatischen Künstler zurückdenke, die mir auf meinem Lebenswege begegnet sind, so taucht mir unter all den reizvollen sinnigen und sieghaften Gestalten ein rührendes Menschenbild empor, ein Mädchen, dessen Namen Niemand kennt, deren Fuß nie die Bühne betreten hat und doch die genialste Schauspielerin, die ich jemals sah! Sie ist es, die den entschiedensten Einfluß auf meine künstlerische Bildung ausgeübt hat. Der Gedanke an ihre muthige Begeisterung hat mich oft aufgerichtet, wenn ich verzagen wollte auf dem steilen Künstlerpfade, dessen Rosen auch für mich nicht ohne Dornen waren.

---

Was sich zuerst bei mir zeigte, Lust oder Talent zur dramatischen Bethätigung, ich weiß es nicht. Gewiß ist nur, daß ich mich schon lange mit dem Wunsche trug, zur Bühne zu gehen, ehe ich es wagte, meinen Eltern davon zu sprechen.

Mein Vater, seit dreißig Jahren Buchhalter in einem soliden Bankgeschäft, war ein ruhiger, pedantischer Mann und allem Extravaganten abgeneigt. Die Mutter hatte mit Haushalt und Kindern soviel zu thun, daß ihre Gespräche selten über die Sorgen der unmittelbarsten Gegenwart hinausreichten. So war ich siebzehn Jahre alt geworden, ohne daß ich meinem ersehnten Ziel näher gerückt wäre.

Endlich zeigte sich mir ein Hoffnungstern in der Person des Schauspielers Lothar Schröder.

Schröder spielte damals im Ostendtheater die jugendlichen Helden. Noch vor Kurzem hatte sich kein Mensch um den aufstrebenden Künstler gekümmert; seitdem ihn aber Wilbrandt gesehen, für ein Genie erklärt und direkt für die Wiener Burg engagirt hatte, wurde er plötzlich Mode. Ganz Berlin wallfahrtete hinaus nach dem Osten, um ihn zu bewundern. Ich hatte ihn einmal in Grillparzers „Hero und Leander“ gesehen, und mein Backfischherz war rettungslos für ihn entbrannt. Mein Entzücken aber kannte keine Grenzen, als ich erfuhr, er habe im ersten Stock des Hauses, das wir bewohnten, einige chambres garnies gemiethet. Noch ein Jahr war er für Berlin ver-

pflichtet, und dieses ganze Jahr hindurch würde ich unter einem Dache mit ihm leben! Alle meine Freundinnen beneideten mich darum, und ich selbst setzte die kühnsten Hoffnungen auf eine etwaige Begegnung mit ihm.

Sobald ich drunten die Etagenthüre gehen hörte, stand ich auf der Tauer, und wenn der gute Papa aus dem Comptoir kam, lief ich ihm jedesmal als zärtliche Tochter entgegen, denn um diese Stunde kam „er“ aus der Probe.

Ein paarmal glückte das Manöver und zweimal sagte er sogar ein paar Worte zu mir. Von der Zeit stand es fest in mir — er mußte mir helfen, ich mußte seine Kollegin werden. Bis jetzt freilich war davon noch nicht die Rede! Da ich eine ganz leidliche Stimme hatte und musikalisch war, sollte ich zur Gesangslehrerin ausgebildet werden. Zu meiner Freude erwähnte mein Musiklehrer gelegentlich, es würde mir nützlich sein, wenn ich Deklamationsstunden nähme. Begierig griff ich den Gedanken auf und erhielt glücklich die Einwilligung meiner Eltern. Der erste Schritt! Mein Glück war groß! Die Frage war nur noch — bei Wem? Bei unsern bescheidenen Finanzen war an die Sterne erster Größe nicht zu denken!

Da fanden wir in der Zeitung, was wir suchten: Ein Fräulein Kirchner zeigte sich für Unterricht aller Art an, auch für Deklamationsstunde. Nähere Erkundigungen ergaben die verblüffende Thatsache, daß die Dame Vorsteherin einer Lehrerinnenpresse, einer Kinderbewahranstalt, eines Pensionats für Ausländer und eines Bureau für Gefindevermiethung war. Man sagte uns, wir würden ein Original zu sehen bekommen.

Bapa und ich machten uns also eines Tages auf und fanden ein hohes, schmales Haus mit einer sinnverwirrenden Menge von Inschriften. Böse Ahnungen erweckten auch die vielen schwarzen Hände mit gekrümmten, ewig langen Zeigefingern, die auf die Wand gemalt waren, und die düstern Pfeile, die nach irgend einem unmöglichen Winkel des Hintergebäudes zeigten.

Wir folgten dem nach oben gerichteten Finger, der den Weg zur „Direktion“ wies, erkletterten drei dunkle, schmale Treppen, und gelangten in einen Flur, dessen Thüre offen stand. Als wir näher traten, quoll uns ein Geruch von Seife und Staub entgegen, und zwei weitgeöffnete Thüren, die auf den Flur mündeten, gewährten intime Einblicke in das „Ausländer-Pensionat.“

Fräulein Kirchner sei im „Kindergarten,“ berichtete uns eine der Töchter Albions, die da drinnen mit ihrer Toilette beschäftigt war, „im Hof rechts, zweite Treppe.“

Wir also wieder hinunter, hinauf, und, der zweiten Teufelshand folgend, zum Kindergarten. Auch hier stand die Thüre auf. Eine weißgetünchte Stube, aus der eine entseßliche Luft herausdringt, vollgepfropft mit Kindern, die mit gefalteten Händen auf ihren Bänken sitzen.

Ein merkwürdiger Wechselgesang tönt uns entgegen. Es klingt fast wie eine Liturgie. Vorn am Katheder steht eine große, hagere Person mit grauen Locken, ein blaues Band um den Kopf geflungen und eine große Gulesbrille auf der Nase, die singt mit hoher, scharfer Stimme: „Kinder, wem gehört Euer Herz?“

„Der Tante Kirchner“, antwortete der Chorus.

„Wen habt Ihr lieb?“

„Die Tante Kirchner!“

„Gut! Steckt ein mal alle miteinander die Zungen heraus. Eins, zwei, drei, so! Sehr gut!“ Jetzt bemerkte sie uns. „Jaja, man muß mit den Kindern zum Kinde werden, sonst erreicht man nichts,“ sagte sie, indem sie uns von oben bis unten betrachtete.

Papa stellte uns vor. „Pfannenstiel! Ach, da sind Sie gewiß mit dem Baumeister Pfannenstiel verwandt! Nicht? Das thut nichts. Sie müssen die Pläne sehen zu meinem neuen Hause in der Dorotheenstraße!“

Sie führte uns hinaus. Unterwegs rief sie noch in ein Zimmer hinein, in dem junge Mädchen Sprachunterricht zu haben schienen: „Gehen Sie mal hinauf, Mademoiselle, und unterrichten Sie bei den Kindern.“

„Sind die Lehrerinnen hier für alle Klassen Ihres Institutes angestellt?“ fragte Papa erstaunt.

„Angestellt nicht grade, aber man darf bei mir nicht einseitig sein. So ein bißchen Kinder-spiel, das macht frisch.“

„Na na,“ sagte Papa.

Sie sah ihn mißtrauisch an. „Darf ich fragen, womit ich dienen kann?“ fragte sie dann geschäftsmäßig. Papa sagte ihr, was wir wollten, obgleich er sich augenscheinlich unbehaglich fühlte unter den Blicken dieser eigenthümlichen Dame.

„Deklamation, — ach so!“ Es lag etwas unfäglich Verächtliches in dieser Betonung. „Dann brauchen wir gar nicht erst in mein Zimmer hinaufzugehen. Deklamation ist Bertha's Sache.“

Wir standen in dem heißen, dunstigen Hof, rings an den Fenstern neugierige Mädchengesichter, ein Drehorgelmann spielte den unsterblichen „Mann mit den Coaks.“

„Bertha, Bertha!“ rief Fräulein Kirchner zum Hause hinauf. Ein blaßes, leuchtendes Gesicht zeigte sich oben am Fenster des Dachstübchens.

„O wie schön“, sagte ich unwillkürlich, denn trotz der Entfernung wirkte das Gesicht mit seinen großen Augen auf mich wie etwas Außerordentliches.

„Hier! Deklamationsstunde!“ Wie ein wohl-dressirter Hund verschwand das Mädchen sofort aus dem Fensterrahmen. Man hörte sie die Treppen herunterjagen und athemlos stand sie nun vor uns — ein kleines buckliges Geschöpf! Ich war so erschrocken, daß mir die Thränen in die Augen kamen.

„Meine Nichte Bertha ist ein Genie,“ erklärte Fräulein Kirchner mit einer pathetischen Handbewegung zu dem armseligen jungen Mädchen hinüber. „Wenn ihre unglückliche Figur nicht wäre, sie würde mit der Wolter wetteifern können. Sie hat das Talent der Familie in sich, das Kirchner'sche Talent! Ihr Vater, mein Bruder, war Schauspieler, aber eine unglückliche Verkettung

von Umständen — es ist ihm nicht gelungen, dem Kirchner'schen Talent den Platz zu erobern, der ihm gebührt.“

„Und sie,“ ihre Stimme senkte sich zu einem geräuschvollen Flüstern — „ist es nicht, als ob eine schöne Seele in niedriger Klaufe gefangen schmachtete?“ Ich hatte Mühe, das Lachen zu verbergen bei dieser poetischen Phrase, die sie mit sentimentalem Augenaufschlag begleitete. Aber die Anwandlung schwand, als ich zu Fräulein Bertha hinübersah, die mit einem tiefgequälten Ausdruck in dem blassen Gesichtchen im Rahmen der Hausthür stand.

Sie wartete geduldig, bis ihre Tante geendet hatte, dann fragte sie, während sie ihre großen schimmernden Augen mit einer gewissen Feierlichkeit auf mich richtete: „Sie wollen zur Bühne gehen?“

Ich wurde feuerroth, als sie meinen geheimsten Wunsch so einfach aussprach. Aber ich schüttelte den Kopf. „Nein, nur wegen des Gefanges!“

„Ach so!“ Es war als ob auf ihrem Gesicht etwas verlöschte, das es belebt hatte. Jetzt lag darauf ein Ausdruck müder Trauer, der ihm natürlich zu sein schien.



„Ich denke, zwei Stunden die Woche werden genügen?“ fragte sie.

Papa bejahte. „Wir müssen uns überhaupt erst — man muß sehen wie es mit den andern Stunden einzurichten geht.“ Ich merkte wohl, die Sache war ihm nicht geheuer.

Fräulein Kirchner war längst ins Haus zurückgestürzt.

„Sie hat so viel zu thun,“ sagte Fräulein Bertha entschuldigend, und ein leises Erröthen flog über ihr Gesicht.

„Das arme Ding scheint Zartgefühl zu besitzen,“ meinte Papa nachher, „das ist eine schlimme Zugabe bei solcher Tante. Na,“ fügte er hinzu, „schön finde ich die geniale Wirthschaft nicht. Aber die Nichte scheint ein ordentliches Mädchen zu sein. Du kannst es ja immerhin bei ihr einmal versuchen.“

Zwei Tage darauf nahm ich die erste Stunde.

Fräulein Berthas Residenz war nicht viel mehr als ein großer Wandschrank. Alles in dem kleinen Gemach aber war sauber geordnet. Ueber dem Bett hing ein Bücherbrett an blauen Schnüren. Schiller, Shafespeare und ein paar Grillparzer standen da neben einer Menge Reclam-Bändchen,

deren Titel ich nicht lesen konnte. — Schon vor der Thüre hatte ich ein lautes Sprechen gehört; als ich nun eintrat, sah ich Fräulein Bertha mit glühenden Wangen vor mir stehen. Sie hatte ein Buch in der Hand, roth mit Goldschnitt. Es war die Jungfrau von Orleans. „Sie haben gelesen?“ fragte ich. „Ich habe studirt,“ erwiderte sie. Ein glückseliges Lächeln lag auf ihrem Gesicht, und sie strich lieblosend über den Deckel des Buches. „Herrlich, herrlich diese Johanna!“ sagte sie, noch ganz erregt, „es ist meine Hauptrolle.“

Ich sah sie verwundert an.

Sie erröthete und stammelte: „Das heißt, wenn ich — ich spiele das so manchmal für mich.“ „Eine gefangene Seele!“ Unwillkürlich kam mir die Bezeichnung wieder in den Sinn, und jetzt hatte sie nichts lächerliches mehr für mich.

Aber wie das so ist bei einem jungen Ding, ich fand das alles sehr poetisch und „furchtbar traurig,“ aber anzufangen mußte ich nichts damit. Und so fragte ich denn mit der ganzen Unbedachtsamkeit meiner siebzehn Jahre: „Sie wären wohl sehr gerne Schauspielerin geworden?“

Meine Frage schien die innere Erregung, in

der ich sie gefunden hatte, noch zu steigern. „Ja, wenn ich gerade und gesund wäre, wie andere Mädchen,“ sagte sie, den Blick zum Fenster hinausgewendet, dem Stückchen Himmel zu, das hier zwischen den Dächern sichtbar wurde. „Aber es nützt nichts, daran zu denken und an Alles, was schön ist in der Welt!“ Sie schwieg, und ich mußte nichts zu erwidern. Vielleicht hatte sie auch meine Gegenwart ganz vergessen! Vielleicht war sie es gewohnt, auf diese Weise mit sich selbst zu sprechen.

Wenigstens fuhr sie fort zu reden mit einer sanften klagenden Stimme, die etwas unsäglich rührendes hatte: „Wäre es nicht besser gewesen, Gott hätte nie diese Sehnsucht in mein Herz gelegt, die mich verbrennt? Was soll Talent, Begeisterung für ein Wesen wie ich? Erschwert es mir nicht mein elendes Dasein um so mehr? Und drückt es nicht den Fluch des Väterlichen auf mich herab?“

Und auf einmal bekam diese sanfte Stimme etwas Fanatisches. Ihr Gesicht, das wie ein weißes Rosenblatt aus dem Rahmen der goldigen Böckchen hervorleuchtete, nahm einen tragischen Ausdruck an. Miene und Phrase waren völlig verwandelt.

„Und ich muß es dulden, daß Andere fliegen, während ich am Boden kriecher!“ rief sie leidenschaftlich. „Wie sie gerühmt, vergöttert werden, diese Andern! Und sie sind doch nicht halb so viel wie ich! — Ich weiß es Alles, wie ich es machen würde — die Mienen, die Bewegungen, wahrer, als Alle, die ich sah, — denn ich fühle es, was die nur wissen, was die nur sprechen! Es drängt sich ganz von selbst aus mir heraus, formt sich zu Worten und Gebärden! — Und ich, mit meiner schwachen Brust, mit meiner dünnen Stimme — was habe ich studirt und geübt — ich glaubte oft, die Zungen müßten mir zerspringen! — Ich habe es alles überwunden! Meinen Athem kann ich brauchen, wie ich will, die Stimme tönt und trägt. — Wenn ich mich sprechen höre, dann meine ich, es redet der Genius aus mir — und dann sehe ich zufällig in der Fensterscheibe mein Bild —“

Es stürzen ihr plötzlich mit Gewalt die Thränen aus den Augen. Sie selbst schien überrascht zu sein, und — als hörte sie sich nun erst reden — preßte sie die Hand auf den Mund.

„Es ist zum Lachen, daß ich so spreche,“ sagte sie dann mit völlig beherrschter Stimme, während

die letzten Thränen noch ihr Gesicht durchfurchten. „Verzeihen Sie nur, es passirt mir nicht oft, daß ich mich gehen lasse, aber die Jungfrau von Orleans und Ihre Frage —! Wollen wir jetzt anfangen?“ Sie sah nach der Uhr.

„Sieben Minuten. Wenn Sie erlauben, gebe ich die nachher nach.“

Ich nahm ihr verlegen das Buch aus der Hand, das sie mir gab. Es war Minna von Barnhelm. Ich mußte bald die Minna, bald die Franziska lesen; dann las sie mir dieselben Stellen vor, um den Unterschied der naiven Sprechweise und des höheren Konversationsstils klarzulegen. Und dann ließ sie mich Verse lesen.

Es kam mir wunderschön vor, wenn ich so mit allem Pathos, dessen ich fähig war und mit Aufbietung meines tiefsten Brustregisters las: „Schwar und dampfig eine Watterwolke.“ Wenn mir Fräulein Bertha dann dieselbe Strophe vortrug, die Konsonanten stark betonend, ruhig im Tempo, sonst Alles so schlicht, so natürlich, dann verstand ich erst das Malende des Rhythmus. Es war merkwürdig, mit welchem Stilgefühl sie für jedes Gedicht eine besondere Tonfärbung, ein charakteristisches Tempo fand. Und da war nir-

gends etwas Gefuchtes. Nie wurde sie in dem Bestreben zu nuanciren unruhig.

Kleinlichkeit und Buntheit der Deklamation waren ihr ganz fremd. Selbst Humoristisches färbte sie edel. Und alles das mit einer verblüffenden Sicherheit, mochten ihr auch manchmal die Kenntnisse abgehen, um ihre Regeln zu begründen.

Wo sollte sie es auch herhaben? Ihr Vater war Schauspieler irgendwo in einem Vorstadttheater gewesen, es scheint, daß er getrunken hat. Später ist er heimlich nach Amerika gegangen und hat Frau und Kind im Glend zurückgelassen. Die Mutter hat durch Aufwartungen etwas verdient, und die Bertha mußte schon mit vierzehn Jahren aus der Schule, — um Maschine zu nähen für Wäschegegeschäfte. Anderes konnte sie nicht bei ihrem elenden Körper.

Ich hörte das alles von der Tante Kirchner, die mir manchmal auf der Treppe vorüberhuschte, wenn ich in das Dachkammerchen hinaufstieg. „Ja, wenn sie mich nicht gehabt hätte, die Bertha,“ sagte sie mit einer ihrer großartigsten Handbewegungen. „Nicht jeder schätzt das Genie in seiner armseligen Hülle!“

Mit Fräulein Bertha selbst hatte ich nichts Persönliches mehr gesprochen seit jenem leidenschaftlichen Monolog, der mich so erschreckt hatte.

Ich war ganz erfüllt von meinen Studien und gab mir alle Mühe, etwas zu lernen, denn die Lust, Schauspielerin zu werden, befestigte sich bei dieser Beschäftigung mit der Kunst immer mehr in mir. Eines Tages weihte ich Fräulein Bertha in mein Geheimniß ein. Sie blickte mir mit feierlichem Ernst in die Augen und drückte mir schweigend die Hand. Von da ab interessirte sie sich für mich. Sie wählte Rollen aus, die ich vielleicht einmal spielen könnte. „Sie eignen sich am Besten für die muntere Liebhaberin,“ sagte sie zu mir.

Da hatte ich nun meine Rubrik — und ich bin ihr treu geblieben. Wir studirten jetzt die Marianne in Goethes Geschwistern. Die Partie lag mir gut — ich spiele sie noch heute gern — und es ging auch zuerst ganz leidlich. Als dann aber die Scene kam, in der Marianne, durch den Heirathsantrag des Freundes erregt, dem vermeinten Bruder ihre ganze Liebe offenbart, da schüttelte Fräulein Bertha, die auf ihrer Bettkante saß und mich beobachtete, einmal über das andere Mal den Kopf. „Wärmer, mehr Pausen, Pausen!“ rief sie.

„Man muß hören, daß Ihnen das Herz bis in den Hals hineinschlägt!“ Und plötzlich erhebt sie sich von ihrem Bettende, sieht an irgend einem imaginären Wilhelm herauf, und mit einer Süßigkeit des Tons, einer Reinheit, einer Gluth, die unbeschreiblich ist, spricht sie die Worte: „Denn nur mit dir mag ich leben, kann ich leben. Es liegt von jeher in meiner Seele, und dieses hat's herausgeschlagen, gewaltsam herausgeschlagen — ich liebe nur dich!“ Es war wie eine Offenbarung für mich, diese paar Worte. Ganz so, als spräche sie sie nur aus sich heraus, geängstigt, getrieben und halberstickt vor großer Herzensnoth.

Ich habe nie wieder Aehnliches gehört! „Und sie liebt ja“, dachte ich voll Mitleid, „aber Wen nur, Wen?“

Fräulein Bertha sah ein Weilchen mit glänzenden Augen lächelnd vor sich hin. Ich wagte nicht, sie zu stören.

Da wurde die Thür aufgerissen — „Bertha, die Zeugnisse für die Amme aus Pommern! Wo in aller Welt können die Zeugnisse sein?“ — „Ich komme, Tante!“ Und mit einer Entschuldigung für mich lief sie die Treppe hinunter, kam nach zwei Minuten zurück und setzte ruhig den Unterricht fort.



Ihre Schule war vorzüglich. Noch heute, wenn ich irgend eine lange Tirade so recht natürlich herausgebracht habe, denke ich dankbaren Herzens: „Das verdankst du Fräulein Bertha.“

Sie hat vielleicht mehr Künstler gebildet, als viele der berühmten Lehrkräfte an den Theaterschulen. Und sie hatte Erfolge! Freilich keine äußeren!

Die Meisten, die Carriere machen wollten, gingen, nachdem sie bei ihr fertig ausgebildet waren, noch auf vier Wochen zur Frieß oder zu Berndal, um sich deren Schüler nennen zu können und so den Hintergrund eines berühmten Namens zu haben. —

„Wie Mancher haben Sie nun schon den Weg zum Heiligthum gezeigt“, sagte ich einmal zu ihr, „ich denke mir, das muß Sie ganz stolz und glücklich machen!“ Da schossen ihr die Thränen in die Augen. „Glücklich? Glücklich hätte ich werden können, trotz meines elenden Körpers, wenn ich nie etwas davon geahnt hätte, welche vollkommene Schönheit es gibt. Aber, daß ich Augen dafür habe, grade das ist ja mein Unglück.“

„Jedes Talent bringt Freude und Schmerz“, bemerkte ich altflug.

„Die Bücher sind Schuld daran“, fuhr sie fort, „die und —“ Sie murmelte etwas, das ich nicht verstand, und ihre Wangen färbten sich.

„Die Bücher waren noch vom Vater“, erzählte sie dann, „Mutter hatte sie mir gegeben, damit ich sie verkaufen sollte. Ich aber fing an, darin zu lesen. Damit begann mein Unglück. Es war die Jungfrau von Orleans, die ich aufgeschlagen hatte, und jetzt bemerkte ich erst, wie elend und häßlich ich war, da ich mich vergleichen mußte mit dem herrlichen Bilde. Es war gerade wie bei Adam und Eva, als sie von dem Apfel des Paradieses gegessen hatten, ich schämte mich. Und auch das paßt, daß ich nun wußte, was gut und böse, schön und häßlich war. Es muß wohl das Alles schon in mir gelegen haben, aber gerade, als hätte mich Jemand zum ersten Mal im Leben angeredet, Jemand in meiner eigenen Sprache, und als hätte ich bis dahin immer in der Fremde gelebt. Von da ab hatte ich Heimweh.“

Sie schwieg, aber ihre Augen wurden dunkel und schimmernd. Nach einer Pause fuhr sie ruhiger fort.

„Anstatt die Bücher zu verkaufen, wie mir aufgetragen war, verbarg ich sie unter meinem

Kopfkissen. Um der Mutter Geld bringen zu können, ließ ich mir mein langes Haar abschneiden — ein Friseur hatte es gelobt — und ich bekam soviel dafür, daß die Mutter sehr zufrieden war. Nun las ich die Nächte hindurch, denn am Tage mußte ich nähen. Und es machte mich wie toll, das Lesen. Wo ich ging und stand sprangen mir die Worte, die ich dachte, über die Lippen, und ich war manchmal wie im Traum, daß ich vergaß, wo und wer ich war, bis mir die Straßenjungen nachliefen: „Seht, eine Verrückte! Eine aus dem Narrenhause!“ Die Mutter schalt und schlug mich, aber es wurde nicht anders dadurch. Und dann — dann kam noch etwas —“. Fräulein Bertha schwieg, aber ihre Augen sprachen deutlich von einer großen inneren Glückseligkeit.

„Noch etwas?“ fragte ich athemlos. Ihre Art zu erzählen hatte für mich etwas ganz Außerordentliches. Es lag über mir wie eine Verzauberung, wenn sie sprach. Wenn die Schauspielerin geworden wäre — am Bündel hätte sie Alle gehabt! Die konnte lachen und weinen machen wie sie wollte! Freilich war es auch ihr lebendiges Menschenherz, dem sie diese Töne entlockte! —

Sie antwortete nicht auf meine Frage, aber sie erzählte weiter:

„Ein paar Jahre hielten wir noch miteinander aus, Mutter und ich, dann kam die Tante und nahm mich zu sich. Das werde ich ihr nie vergessen. Wo hätte ich auch sonst hin sollen? In der Vorstadt waren sie böse auf mich und höhnten mich, weil ich zwei ansehnliche Partien ausgeschlagen hatte, um die mich manches Mädchen beneidete! Ich konnte aber nicht — damals schon nicht mehr!“

Die Ankunft einer Schülerin unterbrach uns. Ich hätte so gern noch mehr gehört von ihr! — — —

Wir studirten jetzt Romeo und Julia. Zum ersten Mal fand ich dabei, daß Fräulein Bertha während des Unterrichts nervös werden konnte. Ich ertappte sie sogar dabei, daß sie mir Fehler durchgehen ließ und wieder Betonungen, die mir ganz gut erschienen, mit einer gewissen Gereiztheit tadelte. Im ganzen war die Julia überhaupt nichts für mich, die ich schon damals lieber in zierlichen Stöckelschuhen umhertrippelte, anstatt auf hohem Rothurn zu schreiten. Meine sonst so sanfte Lehrmeisterin aber war diesmal wie verwandelt. Ihr Tadel klang ungeduldig, und ich fühlte es,

daß jede falsche Betonung sie förmlich quälte. „Sie wird abgespannt sein, tröstete ich mich selbst und sann auf eine Zerstreuung für sie.

Da Papa mir die Erlaubniß gab, lud ich daher Fräulein Bertha zu der bevorstehenden Carlos-Aufführung ein — der letzten mit Schröder! Fräulein Bertha nahm meine Einladung dankbar an, und wir verabredeten, uns im Theater Rendezvous zu geben. Nachts sollte sie dann bei mir schlafen, da der Heimweg für sie weit und umständlich gewesen wäre.

Ich befand mich an jenem Abend in großer Aufregung und schwatzte unaufhörlich. „Er soll sich einen ganz neuen Anzug für die Rolle haben machen lassen“, flüsterte ich, „weiße Seide mit blauen Puffen. Und haben Sie sein Bild als Hamlet bei Schulte hängen sehen? — Ich sage Ihnen, entzückend!“

Fräulein Bertha äußerte ihre Gefühle weniger lebhaft, aber man sah ihr die freudige Erwartung an den Augen an. Sie war ein wenig menschen-scheu und unter Fremden immer schüchtern. Um so mehr war ich erstaunt, als sie — kaum hatte die erste Scene begonnen — sich weit über ihren Platz vorkob, und schließlich sogar aufstand, um

besser sehen zu können. Und als nun Carlos mit seinem „Was seh' ich? O ihr guten Geister, mein Roderich!“ Posa entgegenstürzte, da hörte ich neben mir einen leisen Schrei. Fräulein Bertha war todtenblaß geworden. Sie schloß die Augen, tappte sich nach ihrem Platz zurück und saß dann still in sich zusammengesunken da.

„Was ist Ihnen?“ fragte ich leise, „ist Ihnen nicht wohl?“ Sie winkte abwehrend mit der Hand, ich möge sie in ihrem Horchen nicht stören.

Und man sah es ihr an, daß ihre ganze Seele bei dem war, was sie hörte. Ich nahm's für reine Kunstbegeisterung und überließ mich ruhig meinem Entzücken für den Träger des weißseidenen Kostüms. Ein bißchen ärgerte es mich, daß Fräulein Bertha in den Zwischenakten gar so still blieb. „Ist er nicht schön, ist er nicht herrlich?“ fragte ich begeistert. Sie antwortete mit einem traurigen Lächeln, das ich nicht verstand.

In der Pferdebahn traf ich Bekannte, mit denen ich mir das Herz ausschütten konnte. Fräulein Bertha saß in ihrer Ecke, mit geschlossenen Augen, stumm und theilnahmslos.

Zu Hause hatte man uns kalten Aufschnitt und etwas zu trinken hingestellt. Fräulein Bertha

rührte nichts an von alledem. „Ich möchte schlafen gehen“, sagte sie leise auf meine Frage, ob sie müde sei. Sie lag schon im Bett, als ich ins Zimmer kam, und da sie sich nicht regte, glaubte ich, sie schliefe, entkleidete mich rasch, löschte das Licht und war selbst bald fest eingeschlafen.

Ein unbestimmtes Geräusch, das sich in meinen Traum drängte, weckte mich nach wenigen Stunden wieder auf. Ich horchte — Alles blieb still. Endlich hörte ich es deutlich — ein jammervolles, halbersticktes Schluchzen.

„Fräulein Bertha!“ rief ich.

Sie antwortete nicht. Da machte ich Licht, um zu sehen, was es gäbe? Unsere Betten standen an der gleichen Wand, Fräulein Berthas hinter dem meinen. Ich richtete mich auf und sah hinüber. Nichts als ein Gewirr zerwühlter Decken und Tücher und tief im Rissen eingegraben ihr blaßes Gesicht.

Sie hatte das Ende ihres kurzen, starken Zopfes zwischen den Zähnen und weinte.

Als sie sich entdeckt sah, verhielt sie sich ganz ruhig, vor Schreck hypnotisirt, wie ein Insekt, das man berührt.

„Aber so sagen Sie mir doch nur, was Sie

haben?" rief ich halb geängstigt, halb geärgert.

„Hat Sie irgend jemand gekränkt?“

„Nein, o nein,“ hauchte sie.

„Ist es das Stück, das Sie so erregt hat?“

Sie schwieg.

„Vielleicht Schröders Spiel?“

Darauf antwortete mir ein so leidenschaftliches Stöhnen, daß ich voll Mitleid aus dem Bette sprang und zu ihr eilte.

„Fräulein Bertha,“ flüsterte ich ihr zu, während mir selbst die Thränen in die Augen traten „Sie müssen mir sagen, was Ihnen fehlt? Kann ich irgend etwas für Sie thun? Aber so reden Sie doch nur!“

Fräulein Bertha schwieg noch immer, und ihr Körper zuckte vor gewaltsam unterdrücktem Weinen.

„Beneiden Sie Schröder um sein Talent?“ fragte ich wieder.

Aus ihren halbgeschlossenen Augen brach ein Blick grenzenlosen Staunens. „Beneiden? ihn?“

Dieses „ihn“ machte mich stutzig.

„Sie lieben ihn?“

Sie nickte langsam, resignirt.

„Sie haben ihn schon früher gesehen?“



Sie schüttelte den Kopf.

„Aber so erzählen Sie doch!“ rief ich ungeduldig.

Ich begann zu frieren, halb vor Kälte, halb vor Aufregung. Was konnte Fräulein Bertha mit meinem Idol für einen Zusammenhang haben?

„Ja, ich will — ich will erzählen — aber löschen Sie das Licht!“ flehte sie.

Ich that, was sie verlangte und kroch in mein Bett zurück. Eine Weile blieb noch alles still da drüben, endlich fing sie an mit ganz kleiner, dünner Stimme zu sprechen.

„Ja, ich kannte ihn und wußte es doch nicht! Ja, ich liebte ihn, und hatte ihn nie gesehen!“

Sie machte eine Pause, als müsse sie erst ein wenig Ordnung bringen in ihre Gedanken, dann begann sie wieder:

„Als ich noch bei der Mutter wohnte — es sind jetzt wohl sieben Jahre her, da stand ich wieder einmal Nachts am Fenster, weil ich vor Traurigkeit nicht schlafen konnte. Es war eine wunderbare Nacht! Fliederduft und Nieseda von den Anlagen drüben und über mir ein Kastanienbaum voller Niesenkerzen, die nur auf die Morgen-

sonne warteten, um aufzubrechen. Jetzt aber stand der Mond am Himmel, ein silbernes Sichelchen, das gerade an dem Stückchen Himmel schwamm, das ich von da unten sehen konnte. Wir wohnten nämlich damals in dem Souterrain einer Villa. Die Mutter schlief in der Stube, ich in der Küche, die auf den Hintergarten ging. Ein eisernes Gitter, an dem Fliedersträucher gepflanzt waren, trennte den Garten von der Straße, und an meinem Fensterchen waren noch Drahtstäbe befestigt, so daß der Umblick freilich nicht groß war. Aber es fluthete doch alles zu mir herein, Mondschein und Blüthenduft, hier und da der verschlafene Schrei eines Vogels und das Geräusch der Tritte einsamer Nachtgänger. Und auf einmal hörte ich eine Menschenstimme draußen. Erst dachte ich, es wären da drüben zwei; einer der sprach, und einer der zuhörte; bald aber merkte ich, daß es Verse waren, die jemand ganz allein für sich hinsprach. Es war auch nichts störendes. Gerade so als hätte all das Dufte und Töne der Natur auf einmal vernehmliche Sprache bekommen und ich sei das Sonntagskind, das diese Sprache verstand.

Es waren Romeos Worte, die so zu mir drangen:

„Der Narben lacht, wer Wunden nie gefühlt . . . Doch still — was schimmert durch das Fenster dort?“ und so fort, der ganze Monolog.

Ich hatte die Julia grade erst studirt, und als ich mein Stichwort hörte: „Wär ich der Handschuh doch auf dieser Hand und küßte diese Wange“, konnte ich mich nicht enthalten mein: „Weh mir“ zu sprechen. Einen Augenblick schien der Mensch da draußen zu horchen, dann antwortete er mit Romeo's Worten: „Horch, sie spricht, o sprich noch einmal, holder Engel.“

„Und das — das war „er“?“ fragte ich.

„Er“, antwortete sie. Dann fuhr sie fort:

„Ich hätte nun wohl vom Fenster weggehen sollen, aber diese verschleierte, vibrirende Stimme! Sie kennen sie ja und wissen, wie es einem dabei zu Muthen ist! Aber mir war sie doch noch viel mehr, als nur ein Kunstgenuß oder ein Reiz für die Sinne. Mir war es, als wäre ich in ein Märchenland gekommen, in dem mildere Gesetze herrschen, als bei uns, und wo nur Seele zur Seele spricht. Und dieses Gefühl gab mir eine solche Freiheit, daß ich dem Drange meines Herzens nachgebend einfach weitersprach: „Wer bist Du, der

Du von der Nacht beschirmt, Dich drängst in meines Herzens Rath?“

Und dann wieder antwortete er, ich folgte weiter, und jedes Wort, das ich so hinauffsprach in das Dunkel, kam aus der Tiefe meiner Seele. Denn ich wußte ja, da draußen steht ein Mensch, der versteht dich!

Wir hatten uns zusammengefunden auf einer schönen Friedensinsel, zu der uns die plumpen Alltagsgedanken nicht folgen konnten, und da wandelten wir nun allein, unbekümmert und in seliger Vertraulichkeit, ringsum nur Schönheit! So wenigstens war es mir zu Muth. Und jedes Wort, das ich sprach, paßte ja auch auf mich: „Du weißt, die Nacht verschleiert mein Gesicht. Sonst färbte Mädchenröthe meine Wangen.“

Fräulein Bertha schwieg, überwältigt von ihren Erinnerungen. Erst auf meine Bitte sprach sie weiter.

„Wenn ich jetzt daran denke, wie das alles war,“ sagte sie träumerisch, „die warme, duftende Nacht, seine Stimme, diese zärtlichen Worte, und da drinnen ich armes, häßliches Ding, — durch die Dunkelheit geschützt, — zum ersten Mal frei von mir selbst, das heißt von jener erbärmlichen Andern, die mir zugesellt ist!“

„Ich war vom Fenster fortgegangen“, erzählte sie weiter, „mir war es, als hätte sich die Mutter gerührt. Aber da drin blieb Alles still, als ich an der Thür horchte. Mutter war es ja auch gewöhnt, mich die halben Nächte deklamiren zu hören. „Ach Du verläßt mich so unbefriedigt“, hörte ich da meinen Romeo wieder. Und ehe ich's wollte, klang schon die Erwiderung von meinen Lippen: „Was für Befriedigung begehrt Du noch?“

„Gib Deinen treuen Liebeschwur für meinen“, tönte es zurück. Es überließ mich. War das mein Romeo, war das der Fremde selbst, der so sprach? Mir verschmolzen die Beiden in eins, — wie ich in jener Stunde nichts war als Julia. Julia, die ihr ganzes Leben dem Geliebten zuhauchen möchte — und die vor Entdeckung zittert.

Und so sprach ich zu ihm. Wie Julia trieb ich ihn fort, und rief ihn doch tausendmal zurück, Gedicht und Wirklichkeit in meinen Worten vermischend.

Er fragte, wann wir uns wieder sprechen könnten? „Niemals!“ antwortete ich. — An welcher Bühne ich angestellt sei? — „An keiner.“ — Ob ich überhaupt Schauspielerin sei? — „Nein.“ —

Ob ich es werden wolle. „Ich gäbe alles hin, wenn ich es könnte!“ Ich sollte ihm folgen, sagte er da, er verlasse morgen in der Frühe Berlin, um ein neues Engagement einzugehen. Er würde seinen Direktor auf mich aufmerksam machen, er selbst wollte mir helfen. Das hören zu müssen und zu wissen, daß es alles nur eine Fata Morgana war, die man der Dürstenden vorzauberte! „Wollen Sie. Nun, wollen Sie?“ fragte er ein paarmal heftig. — „Ich kann es nicht“, antwortete ich leise. — „Seien Sie muthig! Werfen Sie alle Rücksichten hinter sich! Ein solches Talent legt Verpflichtungen auf. Sie dürfen sich ihnen nicht feige entziehen.“ — „Ich kann nicht!“ wiederholte ich verzweifelt. — „Was hindert Sie denn? Sprechen Sie doch — oder ist es ein Geheimniß?“ — „Ja, ein Geheimniß!“ Ich fühlte, daß meine Kraft zu Ende ging, aber ich wollte sie auskosten, die Seligkeit, die mir diese Stunde brachte. „Nur Nachts bekomme ich Sprache,“ sagte ich zu ihm, „am Tage bin ich stumm.“ — „So bin ich also juist zur rechten Stunde gekommen, wo die scheue Nachtviole ihren Kelch zum Duften öffnet?“ meinte er. „Aber Sie haben keinen Grund sich zu verbergen“, fuhr er fort. „Sie sind schön, Sie müssen

schön sein! Solche Stimme wählt sich keine schlichte Wohnung.“ O Gott, was ich litt dabei!

Und plötzlich war er über das Gartengitter geklettert — ich hörte seine Schritte ganz nahe vor mir, und preßte mein Gesicht an die Eisenstäbe, um ihn zu sehen. An mich selbst dachte ich nicht in diesem Augenblick. Der Mond schien mir voll ins Gesicht, so daß ich geblendet war und nichts erkennen konnte, als die Silhouette einer schlanken Männergestalt. „Also so, so sehen Sie aus!“ hörte ich plötzlich seine Stimme mit einem seltsam verzückten Tone dicht neben mir. Zitternd vor Scham und Furcht wollte ich zurückfliehen, aber eine Hand hatte durch das Gitter gegriffen und ich fühlte mein glühendes Gesicht an die kalten Stäbe gedrängt, ich fühlte einen langen, langen Kuß auf meinen Lippen. Dann ließ er mich, und ich verkroch mich im tiefsten Winkel des Zimmers.

Er stand draußen und flehte, und bat — Nur ein Zeichen sollte ich ihm geben, daß er von mir hören würde, mich wiedersehen —! Ich stopfte mir die Finger in die Ohren und wand mich vor Qual, aber ich blieb da hocken, wo ich mich hingeworfen hatte.

Und endlich ging er auch.

Am nächsten Morgen flüchtete ich mich zur Tante. Ich habe ihn nicht wiedergesehen bis heute!“

Fräulein Bertha schwieg. Mir aber ließ die grausame Neugier keine Ruhe. „Er hatte nicht — hatte gar nicht entdeckt, daß Sie“ — fragte ich zaghaft.

„Nein“, antwortete es mir von drüben. Später habe ich gedacht, daß der weiße Shawl, den ich wegen der Nachtkühle umgelegt hatte, mich vielleicht barmherzig verhüllte, aber der Gedanke steigerte nur mein Glückgefühl. Einmal wenigstens hatte ich den feurigen Lebenskelch an die Lippen gesetzt. Mochte ich nun auch dafür büßen mit ewiger Sehnsucht. Dies Stündchen Seligkeit, das ich dem Gesichte abgestohlen habe, kann mir nichts, nichts wieder rauben.“

Fräulein Bertha hatte schon lange zu reden aufgehört, ohne daß es mir zum Bewußtsein kam, so intensiv beschäftigte mich ihre Erzählung. Eine Fülle von Ideen und Kombinationen war in mir geweckt worden. Schien es nicht, als hätte das Schicksal mich zum Werkzeug erkoren, um „diese beiden edlen Menschen“ zusammenzuführen? Wenn ich nun Schröder einmal auf der Treppe auflauerte



— wenn ich ihm dann sagte — —! Ich selbst, ich würde großmüthig verzichten, und diese immerblutende Wunde würde die Quelle sein, aus der meine Kunst immer von neuem schöpfte. Ich wollte Schröder sagen — —

Ich konnte den schönen Gedanken nicht zu Ende führen, denn ich schlief ein.

Als ich am nächsten Morgen aufwachte, war Fräulein Berthas Bett leer. Sie war in aller Frühe heimlich davongeschlichen. Wahrscheinlich wollte sie neuen Fragen und Erklärungen entgehen, nachdem ihr die Aufregung diese nächtliche Beichte entlockt hatte. Ich fügte mich ihrem Willen, und als ich am nächsten Nachmittag zum Unterricht kam, war von der Carlos-Aufführung und ihren Folgen nicht weiter die Rede. Um so hartnäckiger beschäftigte sich meine Phantasie mit Fräulein Berthas Roman und mit meinem edelmüthigen Plane. Etwas Eigennutz mischte sich aber doch hinein. Ich hatte mir nämlich ausgedacht, ich wolle Schröder bitten, meine Befähigung für die Bühne zu prüfen. Dies sollte den Vorwand dazu geben, ihn zu Fräulein Bertha zu locken. Ich malte mir dies Wiedersehen in den glühendsten Farben aus. Daß mein Heros das arme Mädchen,

das so viel gelitten hatte, in überwallender Empfindung an sein Herz ziehen würde, das stand bei mir fest. Und ich würde es sein, die die Liebenden zusammengeführt hatte.

So patrouillirte ich denn mit klopfendem Herzen stundenlang im Treppenhause hin und her, bis ich endlich durch einen glücklichen Zufall dem Ersehnten gerade entgegenlief.

Er kam, eine Melodie aus Carmen pfeifend, die Treppe heraufgestürmt.

Diese offenbare Vergnügtheit störte mich etwas. Ich hatte mir zwar denken können, daß er nicht „spanisch“ kommen würde, aber ich glaubte, er würde in poetische Träumerei versenkt, mit ernster Miene vor mich hintreten. Ich konnte mich nicht gleich in die Situation finden, so sorgfältig ich mich auch auf dieses Zusammentreffen vorbereitet hatte. So stotterte ich nur ein paar wirre Worte heraus, aus denen Schröder zur Noth entnehmen konnte, wer ich sei, und daß ich seinen Rath für meine Bühnenlaufbahn wünschte. Ich knüpfte einen Schwall von Entschuldigungen daran, den er unterbrach.

„Schau mal“, sagte er gutmüthig, in seinem etwas wienerisch angehauchten Dialekt, der so gar

nichts Heldenmäßiges an sich hatte, „mit solchen Plänen trägt sich das kleine Mädel!“

Dabei sah er mich aufmerksam von oben bis unten an. „Haben S' auch bedacht, in was für a Saupfuhl Sie da 'neinpatzchen möchten?“ fügte er ernsthaft hinzu. Ich fiel aus allen Wolken. Mein Beander, mein Carlos — und diese Ausdrucksweise!

In diesem Augenblick begrub ich meine Ideale. Aber ich mußte stark sein, ich mußte meine Intrigue anbahnen. „Wenn ich Ihnen einmal eine Rolle vorschreiben dürfte“, begann ich daher wieder. Ich zog meine Visitenkarte mit Fräulein Berthas Adresse, die ich jetzt immer bei mir trug, aus der Tasche. „Dies hier ist die Wohnung meiner Lehrerin“, sagte ich befangen, „vielleicht könnten Sie da gleich die Methode —“

Er nahm das Kärtchen und las ohne jede Erregung den bedeutungsschweren Namen.

„Da komme ich ja beiläufig jeden Tag vorbei“, sagte er in jenem gemüthlichen Tone, der mir wie eine tödtliche Beleidigung erschien. „Na, ich komm' schon mal da hinauf — so mal a halbs Stünderl vor dem Schauspiel.“

Er schloß seine Thür auf. Drinnen wendete er sich noch einmal um.

„Weil S' halt so a gar so lieber Fraß sind, vielleicht schon morgen.“ Damit ließ er mich stehen.

Diesmal opferte ich wirklich zwei volle Stunden meines gesunden Jugendschlafes, um meiner todten Liebe in einem langen Gedichte, das ich mühsam zusammenstoppelte, ein würdiges Begräbniß zu veranstalten. Es kam viel von der „verschwundenen Jugendzeit“, von „ewigem Herzeleid“ darin vor, und von „der Zukunft, die im Dunkeln dräut“. Aber im Ganzen war meine Stimmung eine recht freudige.

Schröder würde mich hören! Er würde mir vielleicht die Wege ebnen können, jedenfalls die Eltern überzeugen. Die „Zukunft, die im Dunkeln dräut“, erschien mir im rosigsten Licht.

Ich konnte kaum den nächsten Abend erwarten, um zu Fräulein Bertha zu gehen, aber ich hatte mir vorgenommen, sie mit der Thatsache von Schröders Ankunft zu überraschen. Trotz dieses Vorhabens war mein erstes Wort, als ich ins Zimmer trat: „Schröder kommt“.

Fräulein Bertha saß auf ihrem niedern Holzbänkchen, das ihr auch zum Waschtisch dienen

mußte, und nähte. Die altmodische Lampe, deren mächtiger Delfasten das halbe Zimmer verschattete, warf einen hellen Strahl auf das schöne, mattgefärbte Gesicht und auf das weiße Leinenstück, an dem sie arbeitete. Es war ein liches friedvolles Bild.

Bei meinem Ausruf hatte Fräulein Bertha emporgeblickt. Jetzt starrte sie mich an, ohne sich zu regen. „Hierher? Warum? Er weiß doch nicht —?“ brachte sie endlich mühsam heraus. Ich schüttelte hastig verneinend den Kopf. Jetzt erst fiel es mir aufs Herz, was ich angerichtet hatte! So lange ich noch an meinen idealen Helden glaubte, war mir die Sache so einfach erschienen. Nun war ich blindlings weitergetappt. Was sollte aus dem Allen werden? Würde Fräulein Berthas Enttäuschung nicht viel schmerzlicher sein, als die meine?

Mit wenigen Worten erzählte ich, Schröder sei mir auf der Treppe begegnet, und ich hätt' mir ein Herz gefaßt, ihn gebeten, mich hier zu prüfen.

Schuldbewußt sah ich bei diesem diplomatischen Bericht zu ihr hinüber.

Fräulein Bertha saß noch immer, in sich

hineinträumend, auf derselben Stelle, aber ihr Gesicht hatte einen Reiz bekommen, vor dem ich fast erschrak. Sie nahm eine Rose, die ich ihr Tags zuvor geschenkt hatte, aus dem Wasserglase, das am Fenster stand, steckte sie prüfend an ihr Kleid, nahm sie wieder weg, preßte die Blume an die Lippen und sog mit einem wollüstigen Seufzer den Duft ein. So saßen wir stumm bei einander und warteten.

Endlich kommt Jemand die Treppe herauf. Wie auf Verabredung springen wir auf. Mit einer schnellen Bewegung dreht Fräulein Bertha die Lampe, so daß das volle Licht auf die Thüre fällt, durch die Schröder eintreten muß.

Es klopft. Da Fräulein Bertha schweigt, rufe ich „Herein“. Schröder steht vor uns. Er zieht ein blauseidenes Taschentuch heraus und tupft sich damit die Stirn. „Also doch richtig angelangt“, sagt er lächelnd, „die liebenswürdige Dame da unten hat mich zu Pontius und Pilatus geschickt. Vermuthlich, damit ich Gelegenheit hätte, ihre segensreiche Thätigkeit im ganzen Umfange kennen zu lernen.“

Ich sah Fräulein Bertha an. Wie prosaisch mußte ihr dieser modern gekleidete Romeo er-

scheinen. Wie mußte der banale Ton ihr Herz zerreißen!

Zu meiner Vermunderung lag noch derselbe selig verträumte Ausdruck auf ihrem Gesicht wie vorhin.

„Ich habe doch das Vergnügen, Fräulein Bertha Kirchner —“ Schröder blinzelt in das Halbdunkel hinein, das uns ihm verhüllt. „Darf ich bitten, mich vorzustellen?“ Mit versagender Stimme nenne ich die beiden Namen. Fräulein Bertha schweigt noch immer.

„Nur Muth!“ tröstet Schröder, der meine Erregung nicht versteht. „Fangen wir doch gleich mit —“ er stockt. Fräulein Bertha ist näher getreten, um von dem Bücherbrettchen ein Buch herabzulangen. Mir steht das Herz still vor banger Erwartung, wie er sie jetzt prüfend betrachtet. Die Fehler ihrer Figur treten mit grausamer Deutlichkeit hervor, bei der Bewegung, die sie macht, um über das Bett hinüber nach den Büchern zu greifen. „Vielleicht nehmen wir ein modernes Lustspiel“, sagt sie, ohne die Augen zu ihm zu wenden.

„Vielleicht — ja — wenn Sie meinen!“ antwortet er zerstreut. Er wendet keinen Blick von ihr. Sie fühlt es, und ihre Bewegungen werden

um so ungeschickter in diesem Bewußtsein. Unwillkürlich tritt sie in den Schatten zurück.

Es ist, als ob ihn das beruhige.

„Es scheint, ich leide an Hallucinationen“, sagt er, halb zu sich. „Wissen Sie, daß ich einen Augenblick wirklich dachte —“ Er spricht nun in den Schatten hinein, wo Fräulein Bertha sich scheu auf ihrem Bänkchen zusammenduckt, wie ein verwundetes Vögelchen. „Ihr Gesicht hat eine flüchtige Ähnlichkeit — nein, es gleicht sogar ganz auffallend einer Person, die ich einmal — es ist meine letzte Erinnerung an Berlin. Ein Stückchen Poesie, ohne Coulißengeruch und Pose — wirklich ein Märchen, mitten in dieser verständigen Stadt.“

„Wirklich ein Märchen?“ wiederholt Fräulein Bertha. Es klingt aus ihrer Dämmerdecke heraus wie ein Hauch.

„Und auch Ihre Stimme erinnert ganz wunderbar — —. Na! fangen wir an! Was liegt denn da? Romeo und Julia? — —“ Er lächelt. „Wunderlich! — auch das! — Na fangen wir also endlich an.“

Gerade das!

Aber mir bleibt keine Wahl. Mit Todes-



verachtung fange ich an. Schröder hat das Buch in der Hand und markirt die übrigen Rollen. Er ist sichtlich zerstreut und hört kaum auf das, was ich sage. Ab und zu fliegt sein Blick zum Fenster hinüber, wo Fräulein Berthas Gesicht wie ein matter, leuchtender Fleck aus dem Dunkel auftaucht.

Die kurze Scene, die ich zu sprechen habe, geht ziemlich jämmerlich.

„Nur weiter“, ruft Schröder ermutigend und blättert vorwärts.

Dann beginnt er selbst mit den Worten:

„Entweihet meine Hand verwegen Dich,  
„O Heil'genbild, so will ich's lieblich küßen,  
„Zwei Pilger, neigen meine Lippen sich,  
„Den herben Druck im Kusse zu verfühen.“

Er hat mit der ganzen bestrickenden Anmuth gesprochen, die mich auf der Bühne so an ihm entzückte, und auch jetzt zaubern mich seine Worte in unmittelbarste Stimmung hinein. Schon öffne ich den Mund, um meine Entgegnung zu beginnen — da erstirbt mir der Laut auf den Lippen, denn eine Stimme von reinstem Wohlklang nimmt die Verse auf, daß sie wie ferne, zarte Musik zu uns herübertönen:

„Mein Pilger, lege nichts der Hand zu Schulden  
„Für ihren sittsam andachtsvollen Gruß,  
„Der Heil'gen Rechte darf Berührung dulden  
„Und Hand in Hand ist frommer Waller Gruß.“

Wir wenden uns beide. Da steht Fräulein Bertha, Antlitz und Augen emporgerichtet, ein mystisches Lächeln auf dem weißen Gesicht. Sie ist mit einem Schritt ins vollste Licht hineingetreten, und wie sie so dasteht, von dem weichen gelben Scheine umzittert, der sich wie goldene Punkte in ihren vergrößerten Pupillen spiegelt, wirkt ihre nachtwandlerische Erscheinung unsäglich erschütternd.

Schröder starrt sie an, als sähe er einen Spuk seiner Phantasie. Er streckt tastend die Hände ins Leere, und sein Blick gleitet prüfend über die kleine Gestalt und haftet dann an dem schönen, beseelten Gesicht, das ihm vertrauensvoll entgegenschmüchelt.

„Meine Nachtviole!“ sagt er leise.

Sie winkt ihm mit der Hand. „O nicht! Noch nicht! — Hat nicht der Heilige —.“

Er versteht, daß er fortfahren soll, und nach kurzem Baudern strömt er mit überredender Leidenschaft die Worte hin:

„Hat nicht der Heil'ge Lippen, wie der Waller?“

— „Ja, doch Gebet ist die Bestimmung Aller“,

kommt die verschämte Antwort zurück. Ich konnte mir nicht helfen — ich habe die Hände gefaltet und geweint vor diesen Beiden da. Nie werde ich das vergessen. Die ganze Scene sprachen sie, Jeder still an seinem Platz gebannt, aber jedes Wort eine Liebkosung, Bitte, Verlockung, jeder Ton Wahrheit.

Schröders alltägliche Erscheinung, Fräulein Berthas Mißgestalt, das alles spielte gar keine Rolle mehr für mich. Es war, wie Fräulein Bertha gesagt hatte, „eine selige Insel, zu der plumpe Alltagsgedanken nicht folgen konnten“.

Die Verse waren vertönt. Wir standen in tiefem Schweigen. Nicht zu athmen wagte ich aus Furcht, diese heilige Stunde zu stören.

Schröder macht eine Bewegung auf Fräulein Bertha zu, aber mit einem scheuen Blick auf sie bleibt er auf halbem Wege stehen. „Nun kennen Sie mein Geheimniß“, sagt sie, noch immer lächelnd, und sieht ihm nach den Augen.

In seinem Gesicht arbeitet eine tiefe Rührung, und auf einmal rollt ihm eine große Thräne die Wange entlang. „Sehen Sie — ich bin wie ein

Kind," sagt er und wischt sich mit dem Taschentuch die Augen, „es hat mich so — es ist so unerwartet —. O, wie weh muß ich Ihnen gethan haben damals — verzeihen Sie mir!“

„Ich habe nichts zu verzeihen," erwidert sie sanft. „Sie haben heute eine Erinnerung verloren, ich — ich habe durch Sie nur gewonnen. Ich habe einen Blick gethan in jenes Paradies, zu dem mir meine häßliche Maske den Eingang verbietet.“

„Wenn Sie wüßten, wie ich Sie bewundere," murmelt er, aber er schlägt dabei die Augen nieder. Sie bemerkt es und begreift: Sein sensibler Schönheitsfönn verträgt ihren Anblick nicht. Ihr Gesicht bekommt einen kümmerlichen Ausdruck. Es schrumpft förmlich zusammen vor Scham. Sie seufzt.

Vom Thurme der Werderschen Kirche tönt das Schlagen der Uhr herüber.

Schröder zieht seine eigene Uhr heraus. „Ich muß fort!" sagt er hastig. „Mein letztes Auftreten heute Abend!"

Er geht auf Fräulein Bertha zu, faßt ihre beiden Hände und drückt sie in seiner Rechten. „Leben Sie wohl, leben Sie wohl!" Seine

Stimme klingt gerührt. Es ist, als wolle er noch etwas hinzufügen, aber er schweigt.

Noch einen letzten Gruß — er stürzt zur Thür hinaus. Wir hören noch sein hastiges Springen auf der Treppe. — Fräulein Bertha setzt sich schwer, wie todtmüde, auf den Rand ihres Bettes. Ihr Gesicht hat wieder jenen visionären Ausdruck angenommen, der ihr in Augenblicken höchster Spannung eigen ist. „Nun habe ich doch auch ein volles Leben gelebt,“ sagt sie leise, „ein Leben voll Lust und Schmerz!“ Ob sie zu mir spricht — ich weiß es nicht, ihr Blick geht über mich hinweg. „Wenn ich mein Talent nicht gehabt hätte —“ sie nickt ein paar Mal still vor sich hin. „Grau und eintönig wären mir meine Tage versickert, wie die von tausend Andern! Da aber kam die Sehnsucht — und dann kam die Liebe — dann kam der Schmerz — und das Alles zusammen ist Glück!“ „Ist Glück!“ wiederholt sie mit leisem Lächeln.

Wir graute vor ihr, wie sie dasaß und lächelte und ihr die Thränen in den Schoß fielen.

Leise schlich ich mich davon. Sie hat es wohl nicht einmal gemerkt.

Ich habe sie nie wiedergesehen. Sie wollte es nicht, wie es scheint. Zuerst hieß es, sie sei krank, und dann reiste ich nach Weimar, um bei der Hettstädt weiter zu studiren.

Als ich später einmal in Berlin gastirte, besuchte ich auch Fräulein Kirchner.

Sie kannte mich nicht mehr, umarmte mich aber und zeigte mir ihre Hauspläne, zu deren Realisirung ihr nur noch das Geld fehlte.

„Ich nehme eine Gule aufs Dach,“ versicherte sie eifrig. Fräulein Bertha blieb unsichtbar, trotz meiner Fragen.

Sie soll in alter Weise weiterleben, Unterricht geben und sich große Rollen einstudiren.

Mir aber wird sie immer im Gedächtniß bleiben als eine Märtyrerin des Talentes, als eine Heldin der Entfagung.



# Seine Muse.







„Und soll das wirklich Ihr letztes Wort sein, Fräulein Margarethe?“

Sein Gesicht bekam plötzlich einen hilflosen Ausdruck, der zu den gefunden, kräftigen Zügen nicht passen wollte. Das junge Mädchen, das vor ihm stand, sah ihn mit ernstern, bekümmerten Augen an, aber sie schwieg.

„Ich hätte Sie in Gold fassen wollen,“ murmelte er, und das Wasser trat dem armen Menschen in die Augen. Er trat zurück, und dabei fiel sein Blick auf das ovale Sophtischchen, auf dem ein mächtiger Stoß Schulhefte aufgeschichtet lag, daneben Tinte und Feder. „Wenn ich mir denke, Fräulein Margarethe, Sie sollen da sitzen Tag für Tag und den ungezogenen Bälgern ihre Hefte nachsehen! Und dann in der dumpfen Schulkstube drüben! — Jedesmal, wenn ich mit meinem Korbmägelchen von der Mühle hier ins Städtchen komme, sehe ich an den kleinen Fenstern

da hinauf und denke: Wie hält sie es nur aus da drinnen?“

Jetzt lächelte sie ein wenig: „O, ich habe Kinder lieb, und nach Mutтчens Tode war mir die regelmäßige Beschäftigung ein wahrer Trost.“

Er sah an ihrer Trauerkleidung herauf und betastete mit feinen Blicken diese ganze gesunde und keusche Mädchenerrscheinung, bis er auf das Antlitz traf, dessen leuchtende Frische er über alles liebte. Er war im Begriff gewesen, zu gehen, jetzt zögerte er noch einmal. „Ich weiß es noch ganz genau, wie Sie vor einem Jahre hierherzogen, Fräulein Margarethe,“ sagte er. „Ich war gerade drüben beim Schullehrer und sah zu, wie die Sachen abgeladen wurden, das Rosenstückchen da und der Vogelbauer, und alles so sauber und nett — das gefiel mir. ‚Es ist eine Beamtenwittve mit ihrer Tochter,‘ sagte man mir. Und dann kamen Sie selbst mit der kranken Mutter am Arm und guckten halb ängstlich, halb zuversichtlich zu den fahlen Fenstern herauf, hinter denen nun Ihre neue Heimath sein sollte. Und sehen Sie, an dem Tage schon habe ich es mir gesagt: ‚Wilhelm! Die dort wird Herrin auf der Mühle, und keine an-

dere.' Na, und nachher, da war ich ja oft genug hier, Fräulein Margarethe! Und als sie dann starb, die gute Mama Winter, und Sie nun so ganz allein standen in der Welt — nur die Trauerzeit wollte ich erst vorbeilassen — und dann gingen Sie ja auch in den Ferien ins Bad, um sich Ihre rothen Backen wiederzuzahlen. Und heute, da habe ich eben gesprochen, denn ich meinte nicht anders, als Sie wären mir gut, wie ich Ihnen. — Und war es nicht so?" fragte er beinahe heftig, da er sah, daß sie roth wurde.

Sie nickte unwillkürlich diesem ehrlichen Gesicht gegenüber und sagte sanft: „Ja, Herr Gebhardt, ich hatte Sie liebgewonnen und ich habe Sie auch noch immer lieb; aber inzwischen hat sich — ich — Sehen Sie, ich kann Ihnen das nicht erklären, aber ich fühle es, daß ich nicht Ihre Frau werden kann.“

„Wollen Sie einen anderen heirathen?"

Sie schüttelte nur stumm den Kopf.

„Alles andere ist Unsinn!" sagte er barsch, bückte sich und nahm seinen weichen grauen Hut vom Stuhle, denn er wollte nicht zeigen, daß er weinte. „Wenn Sie einmal einen Freund brauchen, Fräulein Margarethe," begann er, dann aber

richtete er sich auf: „Ach was, Ihr Mann will ich sein und weiter nichts. Adieu!“ Damit ging er zur Thür hinaus.

Fräulein Margarethe sah ihm nach, wie er die Steinstufen vor dem Häuschen hinabstieg und wie der Apfelbaum vor ihrem Fenster ihm eine rosige Blüthe nachwarf, die an seinem grauen Rocke haften blieb. Ein Seufzer, von dem sie selbst nichts wußte, flog dem entschwindenden ruhigen Glücke nach, das sie von sich stieß, weil —

Und ihre Gedanken gehen zum, ach, wievieltausendsten Mal alte, wohlbekannte Wege.

Nur wenig hat sie zu überdenken, kaum ein Erlebnis ist es zu nennen, und doch sind diese Träume ihr so theuer geworden, denn die Erinnerung gleicht jenen edlen Geigen, die immer voller erklingen, je öfter man sie spielt.

In Günsten war es, nur wenige Wochen nach der Mutter Tode, und es war glühender Sommer. Sie stand auf dem Bahnhofe, um den Zug aus Magdeburg zu erwarten, mit dem ihre Schwester und ihr kleiner Nefte eintreffen sollten, um mit ihr gemeinsam die Reise nach dem stillen Harzdörfchen Hahnenklee fortzusetzen, wo sie sich während der Schulferien erholen sollte. Eine Stunde hatte sie

noch zu warten, und so entschloß sie sich, noch ein wenig auf der großen, schattigen Promenade zu lustwandeln, bis die Zeit herankäme. So ging sie denn vorwärts, in das weite, sommerliche Land hinein, und der stets ins enge Zimmerviereck Gebannten that das Schreiten ins Ungemeßene sonderbar wohl. Auf einmal erfaßte sie ein Schreck, und der Gedanke, es möchte zu spät geworden sein, ließ sie stillstehen. Sie zog ihre große silberne Uhr heraus und merkte, sie sei erst wenige Minuten so gewandert, doch trieb es sie zurück, und so wählte sie sich denn eine Bank unweit des Bahnhofes und zog ein dünnes Bändchen hervor, um zu lesen. Kaum aber hatte sie begonnen, als ein großer blonder Herr sich neben sie auf die Bank setzte, den sie wegen seines glattrasirten Gesichts und nach einer gewissen bewußten Art des Gehens für einen Schauspieler hielt. Die unerwartete Nachbarschaft war ihr unangenehm, aber sie blieb sitzen, um nicht unhöflich zu erscheinen.

„Sie lesen da ein Bändchen der Reklamausgabe, wie ich sehe,“ tönte plötzlich eine sonore Stimme neben ihr; „ich bitte, lassen Sie doch sehen.“

Gehorsam reichte sie es dem breitschulterigen Bankgenossen.

„Ach so, Schiller,“ sagte er nachlässig; „ich glaubte schon —“ Und da sie nichts fragte, fügte er hinzu: „Ich glaubte schon, es wäre mein Drama.“

Sie sah nun fragend zu ihm hinauf.

„Ich habe kürzlich ein Drama geschrieben,“ erklärte er, „welches die Zeit der Kreuzzüge behandelt; ein Stück in der Art der Lutherfestspiele, zur Erziehung des Volkes und vom Volke selbst gespielt. Ich halte das für die einzig richtige Aufgabe des Dramas. Verzeihen Sie nur,“ unterbrach er sich dann, „daß ich Ihnen hier das alles vorplaudere, aber in Ihren großen Augen lese ich Verständniß für alles Wahre und Hohe. In diesem Zeitalter der Emancipation findet man ja nur selten noch Frauen, die das schönste weibliche Talent besitzen — die Gabe, zuzuhören.“

„Sie sind ein Dichter?“ frug sie schüchtern und fühlte, wie sie erröthete, während sie voll Bewunderung in seinen Zügen forschte.

„Wenn Sie so wollen, ja“, erwiderte er, „obgleich mein Beruf ein anderer ist. Ich habe Theologie studirt, und eben jetzt vollende ich auf einem reizend gelegenen Gute hier in der Nähe eine wissenschaftliche Arbeit.“

Zwei Knaben kamen herbeigesprungen: „Herr

Klein, Mama läßt sagen, der Wagen würde angespannt, und die Pferde dürften nicht stehen."

Er nickte nur, und die Knaben eilten wieder davon.

"Sind das Ihre —" Margarethe wußte nicht gleich, wie sie vollenden sollte.

"Meine Zöglinge, denen ich meine Mußestunden widme." Eine Pause entstand. "Sie sind hübsch", sagte plötzlich der Fremde.

Margarethe erröthete wieder und war im Begriff, sich zu erheben, doch ließ der kühle, selbstverständliche Ton, in dem die Worte gesprochen wurden, sie kaum als einen Ausdruck der Bewunderung erscheinen, und sie fürchtete, durch unzeitige Prüderie sich lächerlich zu machen. Auch fuhr der junge Mann gelassen fort: "Nicht jeder freilich dürfte das einer jungen Dame sagen! Uns Dichtern aber ist es förmlich eine Pflicht, die beengende konventionelle Schranke zu zerbrechen und Mensch zum Menschen zu reden."

Sie schämte sich nun vollends ihrer Anwendung und erwartete demüthig, was der große Mann neben ihr beschließen würde.

"Haben Sie Dank für diese Stunde, mein Fräulein", sagte er, indem er sich erhob und ihr

seine weiße große Hand entgegenstreckte. Dann lüftete er den Hut ein wenig und ging fürbaß.

Jetzt erst kam es ihr zum Bewußtsein, daß eigentlich er allein die ganze Zeit über gesprochen habe, und das erregte Mädchen strich sich nachträglich prüfend über Haar und Kleid, als gälte es, den Eindruck zu verbessern, den sie auf ihn gemacht. Dann eilte sie mit glühenden Wangen und klopfendem Herzen der Schwester entgegen.

Acht Tage später traf sie wieder mit ihm zusammen! Sie war mit ihrem Neffen Otto, einem lebhaften zwölfjährigen Knaben, in den Wald gegangen, um nach den Nezen zu sehen, die Otto tags zuvor den Forellen gelegt hatte. Eben hatten sie den Bach erreicht, als Otto ärgerlich ausrief: „Nein, wie dumm! Da sind schon Jungen dabei!“ Und wirklich sah man dort zwei Knaben, die emsig im Wasser zu fischen schienen. Der erste wandte sich jetzt, und Margarethe erkannte in ihm einen der Zöglinge ihres Gefährten in Gärten.

„Du, das sind meine Neze“, erklärte Otto sehr energisch, worauf der zweite Junge nun auch hervortauchte und lakonisch erwiderte: „Ein Molch hatte sich gefangen.“

„Wir müssen höher hinaufgehen“, sagte der



älteste, und ohne sich um das junge Mädchen zu kümmern, eilten die drei vorwärts. „Otto, ich erwarte Dich hier!“ rief Margarethe ihm nach, dann legte sie sich in das weiche Moos, die Augen ins glühende Blau über sich gerichtet, ließ sich umrauschen und umflüstern und von träumenden Gedanken überfluthen.

„Das deutsche Waldesmärchen“, tönte es plötzlich in vollklingender Phrase hinter ihr. Erschrocken fuhr sie auf. „Nein, bleiben Sie nur liegen!“ rief ihr Herr Klein zu, der nun herantrat, „zerstören Sie nicht das liebliche Bild.“

Sie richtete sich nun doch auf und sah ihn mit großen Augen an.

„Darf ich mich zu Ihnen setzen?“ fragte er und that es zugleich mit seiner imponirend selbstverständlichen Weise.

Sie wurde verlegen. „Mein Neffe ist mit mir hier“, sagte sie, als bedürfte sie einer Entschuldigung für ihre Anwesenheit, „er ist mit Ihren Knaben da hinauf gegangen.“

„Lassen wir sie ziehen, die Kinder“, sagte er und betrachtete seine wohlgepflegten Hände. „Mich macht es nervös, dies ewige Sich-zurückschrauben-müssen im Verkehr mit ihnen. Es ist, als wolle

man ein Sommerblatt wieder in die Knospe zurückrollen.“

Das Bild gefiel ihr, die an die konkrete Sprechweise ihrer Kreise gewöhnt war, und sie lächelte.

„Sie glauben gar nicht, wie wohl mir das thut“, sagte er und streckte sich in seiner ganzen beträchtlichen Länge neben ihr aus, nach dem er sorgfältig seinen großen schwarzen Filzhut auf sein ausgebreitetes Taschentuch gelegt hatte.

Seine Ungezwungenheit wurde ihr peinlich, doch sie schalt sich selbst zimperlich und kleinstädtisch, blieb gelassen sitzen und schien es als die Aufgabe ihres Lebens zu betrachten, die Wurzeln der altehrwürdigen Tanne, auf denen sie saß, von dem grauen muchernden Moosgeflecht zu befreien.

„Daß ich Sie hier wiederfinden mußte“, begann er wieder, „ist es nicht wunderbar und seltsam? Sie werden sich meiner neulichen Bemerkung entsinnen“, fuhr er fort, da sie eine Bewegung machte. „Sie besitzen in der That jenes liebenswürdige Talent der Frauen, von dem ich Ihnen sprach, in hohem Grade: jene divinatorische Gabe, die erräth, was sie nicht versteht, jene hingebende Erwartung, die uns die Worte förmlich auf die Rippen zwingt.“

Nie habe ich eine Frau gekannt, die es so wie Sie verstanden hätte, meiner Seele Töne zu entlocken.“

Sie sah ihn verwirrt an. „O, ich!“ sagte sie fast vergehend vor Scham. Und plötzlich zog ein ungekanntes Gefühl, das sie für Liebe hielt, durch ihren Körper und löste alles Starre, Herbe in ihr zu einem pulsirenden Strome.

„Wie lieblich Sie lächeln können“, sagte Herr Klein und richtete sich aus seiner bequemen Lage etwas auf. „Sie brauchen mich nicht so erschrocken anzusehen, mein Fräulein, es sind nicht banale Salonphrasen, die ich Ihnen sage, ich spreche zu Ihnen, wie ich zu meiner Muse sprechen würde, wenn sie hier im Waldesgrün vor mich hinträte. Solche Züge müßte sie tragen, so klar und deutsch müßte sie dreinschauen, meine ich.“

Margarethe schloß die Augen wie im plötzlichen Schwindel. War es nicht ein seltsamer Traum, der sie umspann?

„Ich wollte, ich könnte Ihnen einmal meine Gedichte lesen“, hob die volltönende Stimme wieder an. „Es sind schlichte deutsche Weisen, aber kernig und kraftvoll und zu deutschen Herzen sprechend. Vielleicht weiß ich eins davon auswendig! Soll ich es Ihnen sagen?“

Sie nickte befangen, und nun richtete er sich auf und begann mit etwas theatralischem Pathos:

„Auf zur That! Blickt nach dem Morgensterne!  
Purpurn steigt der Tag aus blauer Ferne,  
Leuchtend kommt er dort heraufgezogen,  
Strahlt demanten an des Himmels Bogen.  
Ihn zu feiern haucht die Rose Düste —“

„Tante Grete, Tante Grete“, rief Otto schon von weitem, „sieh nur, was ich hier habe.“

Triefend naß und mit vielgestaltiger Beute von Wald- und Wassereroberungen kamen die Knaben daher. Otto machte große Augen, als er Herrn Klein neben seiner Tante erblickte. „Du, Tante Grete“, flüsterte er ihr warnend zu, „die Jungen sagen, ‚er‘ wäre schrecklich ‚stielig‘! Sie ‚mopsen‘ sich furchtbar bei ihm.“

Tante Grete war aber entschieden anderer Meinung, denn mit glänzenden Augen ging sie neben dem großen blonden Manne her, der im rhetorischen Eifer seine Hand beständig hob und senkte. Sie sah es im Spiele ihrer Schatten, die, vielfach verzerrt durch die Ungleichheit des Bodens, vor ihnen herglitten und manchmal so eng zusammenfloßen, als seien sie beide nur ein einziges Wesen. Sie hatte ihren Schritt dem rücksichtslos weit ausgreifenden ihres

Gefährten anpassen müssen, und sie that es gern, als einen kleinen Tribut, den sie seinem Wesen zollte, das ihr in jeder Beziehung über gewöhnliches Maß erhaben schien. Am Ausgang des Waldes blieb er stehen. „Auf Wiedersehen“, sagte er, „die nächsten acht Tage bleiben wir noch in Hahnenklee.“

„Wie schön“, entfuhr es ihr unwillkürlich. Er lächelte, und dieses Lächeln, so flüchtig es war, ernüchterte sie auf einmal. „Auf Wiedersehen“, sagte sie kühl, und sie gingen auseinander.

Am nächsten Morgen hatte das junge Mädchen bei der Schwester ein Verhör zu bestehen. Otto hatte geschwatzt, und der ehrsamten Frau Postsekretär erschien dieser Waldspaziergang sehr bedenklich. „Wenn Dich jemand gesehen hätte“, sagte sie, „denke doch, was für Klatschereien daraus entstehen könnten.“

Margarethe senkte den Kopf und schwieg. Was ahnte die schlichte Frau von der erhabenen Empfindung, die Muse eines echten Dichters zu sein, die Gefährtin eines bedeutenden Mannes! — — —

Und weiter sang und klang die Erinnerung von den vielen glücklichen Stunden, die sie dort im Walde mit einander verbracht hatten. Die

Schwester strickte und stückte, und manchmal führte sie verstohlen die Hand zum Munde, um ein leises Gähnen zu verbergen, Margarethe aber lauschte mit gläubigem Entzücken dem Vortrage „seiner“ Balladen und dramatischen Entwürfe, und sie war überglücklich, wenn er ihr versicherte, erst so gewinne der todte Buchstabe Leben für ihn, und sein eigenes Werk träte ihm näher beim Vorlesen.

Acht schöne Sommertage gingen so dahin. Kein Regentag störte ihnen das tägliche Beisammensein im Walde, und für Margarethe schien die Zeit still zu stehen. Als nun aber der Abschied nahte, da ergriff sie ein solches Gefühl von Trostlosigkeit, daß sie unfähig war, sich zu erheben, als er die Schwestern am gewohnten Platze aufsuchte.

„Die schönen Tage von Aranjuez sind nun vorüber“, rief er ihnen zu. Margarethe schlug die Augen nieder. „Ich habe eine Idee gehabt“, fuhr Herr Klein mit seiner gewohnten Nachdrücklichkeit fort. „Ich habe mich so sehr daran gewöhnt, alle meine Gedanken vor Ihnen auszustramen, mein liebes Fräulein, daß ich diese süße Gewohnheit nicht mehr entbehren mag. Wie wäre es, wenn wir das aus der Ferne nun schriftlich fortsetzten?“

Die Frau Postsekretär räusperte sich, und zwei

strenge Falten zeigten sich um ihren Mund. „Meine Schwester wird wohl kaum Zeit dazu finden“, sagte sie, „denn —“

„Nun, Sie brauchen mir ja nicht zu antworten, wenn Sie nicht wollen“, fuhr Herr Klein fort. „Mir ist es schon genug, wenn ich weiß, Sie sind da und hören mir zu. Wir Dichter bedürfen eben einer Frauenseele, in die wir alles hineingießen können, was uns die Brust bewegt. Wollen Sie diese Frauenseele sein?“

Er hatte ihre Hände gefaßt und sah nun in ihr jäh erblaßtes Gesicht. „Ich will es“, sagte sie feierlich, und ihre Augen glänzten.

Herr Klein sah nach der Uhr. „Mein Gott, schon fünf“, sagte er, „um sechs geht der Zug, und ich habe noch — Also adieu, meine Damen, auf Wiedersehen irgendwann, irgendwo in dieser kleinen Welt.“ Damit ging er.

„War das nun ein Heirathsantrag?“ fragte die Schwester.

Margarethe fuhr auf. „Aber Anna, wie kannst Du nur —“ Dann lehnte sie den Kopf an die Schulter der guten bekümmerten Frau und weinte bitterlich.

Fast ein Jahr ist verfloßen seitdem. Margarethe hat tapfer das Gefühl der Einsamkeit bekämpft, welches in den alten Räumen mit doppelter Stärke über sie hereinbrach. Muthig erfüllt sie ihre gewohnten Pflichten und freut sich der Liebe, mit welcher man ihr von allen Seiten entgegenkommt; denn jeder hat das junge Mädchen gern, das unermülich an jedem Tage mit einer unbegreiflichen Freudigkeit an ihr einförmiges Tageswerk geht. Margarethe lächelt verstohlen der allgemeinen Bewunderung gegenüber. Wenn diese Menschen wüßten, aus welcher Zauberquelle sie ihren unverfiegbaren Lebensmuth schöpft! Sie erhebt sich, um wieder einmal ihren kostbaren Schatz zu betrachten. Seine Briefe! Mit spizen, scheuen Fingern, als sei es nur anvertrautes Gut, löst sie das breite rothe Band, das diese Blätter kreuzweise umschlingt. „Betrachtungen über Kunst und Leben“, steht auf dem ersten dieser Bogen. In einer kleinen gleichmäßigen Schrift stehen da aneinander gereihete Aphorismen und Schilderungen, die, durch die Anwendung eines gewissen Verblüffungssystems, dem Leser keine Zeit lassen zu kritischer Betrachtung, vor denen sich aber die ehrliche, gründliche Beamtentochter mit Beschämung



gesteht, daß sie kein Wort davon begreift. Entschlossen reißt sie sich endlich los von ihrer Träumerei, zündet die Lampe an und beginnt zu arbeiten, als ein gewichtiger Schritt die Treppe heraufsteigt und eine tastende Hand an dem Holzgitter herumgreift, welches ihre kleine Wohnung abschließt. Sie geht hinaus, um zu sehen, wer da sei, und hätte fast die Lampe fallen lassen vor freudigem Schrecken, da der Freund, mit dem sich ihre Gedanken soeben beschäftigt haben, vor ihr steht. Der weidet sich an ihrer Ueberraschung. „Da bin ich“, sagt er wohlgefällig, und als sie mit zitternden Händen aufschließt, tritt er, sich unwillkürlich bückend, in das kleine Stübchen.

Es giebt plain air-Naturen, welche die intimere Zimmerumrahmung nicht kleidet. Der breitschulterige Mann erscheint merkwürdig massig und anspruchsvoll in dem engen Gemache, das unter feinen Tritten erzittert. Die Porzellanfigürchen auf der Kommode beginnen zu wackeln, und der Kanarienvogel flattert erschrocken auf. Margarethe hat die Lampe auf den Tisch gesetzt und steht nun klopfenden Herzens, mit herabhängenden Händen regungslos mitten im Zimmer. Mit zwei Schritten ist er bei ihr. „Das ist eine Ueberraschung, nicht

wahr?“ Sein Blick gleitet über sie hinweg nach dem kleinen Spiegel, der über dem Sopha hängt. Seine Züge konzentriren sich plötzlich; er lächelt, und seine Augen werden dunkler, während er sich betrachtet. Margarethe durchschauert es kühl, mit stummer Gebärde weist sie ihm einen Stuhl an, den er aber übersieht und auf dem Sopha Platz nimmt. „Ich reiste auf meinem Wege nach Halle, wo ich mein letztes Examen machen will, Ihrem Städtchen vorüber“, erklärt er, „und da konnte ich es mir doch nicht versagen, Sie hier aufzusuchen.“

Sie lächelt zerstreut und befangen. Er hat die losen Perlenguirlanden des Lampentellers, der auf dem Tisch liegt, ergriffen, und läßt die aufblitzenden Ringe durch seine Hand gleiten. Es macht sie nervös, dieses unablässige Spiel der schwarz bekleideten Finger auf der hell beschienenen Tischdecke, und eine Weile herrscht Schweigen zwischen den Beiden. Margarethe seufzt unwillkürlich. Sie hat es sich so schön gedacht, dieses Wiedersehen! Und plötzlich kommt es ihr in den Sinn, daß sie ihm eigentlich eine völlig Fremde geblieben ist, diese ganze Zeit über. Wie hat er nach ihrem Thun und Treiben gefragt, und heute?

Selbst das einfache „Wie geht es Ihnen“, mit dem die Gleichgültigsten sich begrüßen nach noch so kurzer Trennung, er hat es verfañmt.

Freilich was sind dem Genius solche hergebrachten Gebräuche?

Herr Klein hat ein Buch ergriffen, das auf dem Tisch liegt, und blättert darin. Es sind die Grimmschen Märchen, aus denen Margarethe gestern Abend den Kindern ihrer Wirthin vorgelesen hat. „Das Ding da hat mir zu einer glücklichen Idee verholfen,“ äußert er und weist auf das Märchen vom Gänsemädchen, das sich unter seinen Händen von selbst aufschlägt.

„Dieses Märchen?“ fragt sie zerstreut.

„Ja. Sie entsinnen sich der Scene, in der die verkleidete Prinzessin dem Eisenofen ihre Geschichte erzählt, während der alte König, der sich versteckt hat, nun dadurch alles erfährt, was er wissen möchte? Ich habe nachgewiesen, daß dieser Eisenofen eine typische Figur geworden ist, die in der Technik des Dramas eine ungeheure Rolle spielt.“

Margarethe sieht ihn verständnißlos an. „Der Eisenofen?“

„Geben Sie nur Acht! Sie können ihn in

jedem Theaterstück finden. Eine Person, die an und für sich gar keine Bedeutung hat, die nur zur Exposition dient, nur dazu da ist, daß der Held seine Gedanken in sie hineingießt. Man vermeidet damit die lästigen Monologe! Der Held spricht zu ihr — und meint eigentlich das Publikum, den König, der sich hinter dem Eisenofen verbirgt. Das ist ein wenig paradox — nicht wahr? — aber immerhin geistreich.“

„Sehr geistreich,“ sagt sie tonlos. Ihre Hand greift krampfhaft nach einer Stütze, denn ein jäher Schwindel hat sie ergriffen. Wie hat er doch zu ihr gesagt, damals zum Abschied? „Wir Dichter bedürfen eben einer Frauenseele, in die wir alles hineingießen können, was uns die Brust bewegt.“ Ein bitteres Lächeln verzerrt ihren Mund, und ein Gefühl unsäglichen Mitleidens mit sich selbst preßt ihr die Kehle zusammen.

Herr Klein merkt nichts von alledem. „Ich habe noch eine große Bitte an Sie,“ sagt er und steht auf. „Würden Sie wohl meine ‚Betrachtungen über Kunst und Leben‘ für mich kopiren wollen? Sie haben die Briefe doch bewahrt?“ fragt er ängstlich, da er ihr verändertes Gesicht sieht. Sie nickt nur und hebt die großen Augen mit qual-

vollem Staunen zu ihm auf. „Mir selbst fehlt eben jetzt die Zeit dazu,“ fährt er fort, „und ich möchte gern, daß die kleine Sammlung noch zur Oftermesse — Ich denke, ich werde meiner Muse keine Schande damit machen,“ fügt er noch hinzu, indem er sich gegen sie verbeugt.

Seiner Muse! Margarethe hat die Empfindung, als müsse sie aufschreien vor Zorn und Scham. Schwankenden Schrittes geht sie zur Kommode, nimmt das Briepaket heraus und schleudert es mit unwillkürlich heftiger Bewegung auf den Tisch, daß das Band sich löst und die Blätter umherfliegen. „Hier,“ sagt sie mit rauher Stimme, „nehmen Sie schnell! Es könnte ja ein Feuerfünkchen zurückgeblieben sein in dem guten, geduldigen Ofen, und dann hätte Ihr König das Nachsehen.“

In grenzenloser Verwunderung starrt Herr Klein auf das junge Mädchen. „Fräulein Margarethe,“ ruft er, „Sie werden mir doch nicht übelnehmen, daß ich —“

Sie aber winkt ihm, zu gehen, und der große Mann gehorcht endlich diesem zornigen Winken. Achselzuckend rafft er seine Papiere zusammen und geht hinaus. Die Lampe flackert hoch auf von dem

plötzlichen Luftzuge, und die Flamme schlägt den Cylinder hinauf, so daß Margarethe mitten aus ihrem schmerzlichen Starren heraus zum Tisch tritt, und den Docht herabschraubt. Das gewohnte nüchterne Thun befreit sie von dem Gefühl der Ohnmacht, die sie zu umfassen droht, und plötzlich sinkt sie an dem Stuhl nieder, an dem sie steht, schlägt beide Hände vor das Gesicht, und ihr ganzer Körper erbebt in fassungslosem Schluchzen.

Eine leise Berührung, als streiften Schmetterlingsflügel ihren Nacken, läßt sie aufblicken. Der Wind hat einige der zarten Blüthenschalen zum Fenster hereingetrieben und ihr aufs Haupt geschüttet. Frühlingschnee!

Sie tritt zum Fenster und sieht mit Wehmuth, wie Blatt um Blatt herunterweht von der ganzen rofigen Pracht. Noch diese Nacht vielleicht, und der Baum steht kahl und blüthenlos — ein Bild ihres eigenen Lebens! Der Wind trocknet ihr die nassen Augen, und im Schauen und Denken wird sie allmählich ruhiger. Frühlingschnee! Muß nicht die Blüthe fallen, wenn der Kelch sich dehnen will zur Frucht?

Sie blickt hinaus in den weichen, ziehenden Nebel, und hinter dem grauen Dunstschleier sieht

sie ein rothes, leuchtendes Pünktchen schimmern, das Licht aus der Gebhardtschen Mühle draußen. Sie blickt und lächelt, und der Nebel formt sich ihr zu einem guten, ehrlichen Gesicht, das ihr aus der Ferne vorwurfsvoll, doch versöhnlich entgegenschaut.







# Der Zabelfluch.





Ja, nun ist er nicht mehr allein.

In schweigsamem Frieden stehen sie am Erkerfenster und blicken hinaus, hinunter auf den Platz, über den das abendliche Getriebe zu ameisen beginnt.

Wie traulich, daß sie so miteinander hier oben stehen.

Der Erker ist ganz gefüllt mit goldiger Herbstsonne, ist leuchtend und duftend, wie von Glück.

Ist es nicht wundervoll zu wissen, daß man das gemeinsam fühlt?

Zwei ganz dasselbe. Und er ist immer so einsam gewesen alle die Jahre hindurch. Niemand, der ihn verstünde.

Nicht daß er sich für etwas Besonderes hielt! Er nahm es nur schwerer als Manche. Meistens schien es ihm, daß auch die Anderen sich nicht verstünden. Niemand überhaupt. Als spräche Jeder eine eigene Sprache. Lauter Monologe, bei denen

der Gegenpart nur auf die Pause wartet. Ueberall sah er die große unbefiegbare Einsamkeit.

Und jetzt war das mit einem Male anders geworden. Jetzt hatte er sie gefunden, die er liebte. Die erste, seitdem er ein reifer Mensch war. Denn er besaß eine starke Niveau-Empfindung, die verengte ihm die Möglichkeiten.

Sie aber bedeutete ihm Bereicherung und Ausgestaltung des Daseins. Ihre Ehe würde ein langes Gespräch sein. Jeder die Antwort des Andern. Zärtlich küßt er ihr volles warmes Haar. Sie lehnt rücklings an ihm, den etwas emporgerichteten Kopf an seiner Brust.

Das Straßengeräusch kommt nur als ein allgemeines Gefurre hier hinauf, das dem Ohr nicht wehe thut. Gerade vor ihnen steigt der graue Asphaltstreifen der Französischen Straße zum dunstig verschwimmenden Schloßplatze empor. Sie betrachten die gleichmäßig gezogenen Schienenzeilen, zwischen denen die Menschen sich drängen.

„Wie Köpfe auf einem Notenblatte.“

„Aber lauter Achtel und Sechzehntel ohne Einigungsstrich“, erwiderte sie.

Er hatte die Bemerkung nur so vor sich hin gesagt, wie es seine Gewohnheit geworden war,

nun durchströmte ihn der unerwartete Widerklang mit warmer kindlicher Freude. Inniger noch hält er sie an sich heran, so nahe, daß er die Adern an ihrem Halse schlagen fühlt. Er will es spüren, auch körperlich, daß sie bei ihm ist. Der Mensch, der von ihm weiß, der ihn versteht.

Sie liegt ganz still an seiner Brust, nur den Kopf dreht sie ein ganz klein wenig seitwärts. Wohin blickt sie wohl mit diesem räthselhaften, etwas künstlichem Lächeln? Was geht in ihr vor? Es quält ihn, daß er's nicht sogleich erkennt. Eifrig beugt er sich hinab, der Kopf in der Höhe des ihrigen.

Und jetzt begreift er. Ihr eigenes Bild im geöffneten Fensterflügel beschäftigt sie. Nun fährt sie sacht mit der Hand an die Rippen, um sich dann mit dem geneigten Finger die Augenbrauen zu poliren.

„Liebster“, sagt sie dabei freundlich, wie um die Pause zu füllen.

Da sah er plötzlich, daß auch sie eine Fremde war.



Bereit.







Ein kühler Nachmittag im Spätherbst. Die Vorortzüge der großen Stadt stampfen heran und hinaus, die ankommenden mit rhythmischen Lichtlücken zwischen den rasselnden Wagen, denn die Sonne steht schon tief, die abfahrenden mit scharfen, eilenden Glanzlichtern auf den Fenstern und lackirten Flächen. In diesem unruhigen Wechsel von Aufblitzen und Schatten bewegt sich die exact arbeitende Maschine Publikum hinab, hinauf durch die Vertiefung des Hochperrons. Der Zug der Aufsteigenden wird pünktlich von der Wagenreihe rechts eingeschluckt. Ein hastiges Zuschlagen die ganze Linie entlang, dann ist man im Fahren.

Im vordersten Rauchcoupee sitzt ein junges Mädchen. Sie ist, ohne sich umzusehen, eingestiegen und regungslos so geblieben, wie sie sich placirt hat. Die Sonne legt ihr weiße sammetne Flecken in das bräunliche Gesicht und dringt ihr unter die grade Hutkrempe, daß die Augen purpurbraun auf-

leuchten, verheißungsvolle, begehrlche Augen in einem van Eyf'schen Engelsgesicht. Sie blinzelt nicht einmal. Lächelnd, mit zurückgebogenem Kopfe scheint sie in eine ferne Gluth zu blicken, die stärker loht, als die der Sonne. Auf dem reizenden Gesichte kommt und geht die Farbe; jetzt wird eine blutrothe, schmale, durstige Zunge sichtbar und nezt die gespannten Lippen. Wie sie da sitzt, unbeweglich, die Finger fest um ihre Notenrolle geprezt, geht ein Strom von Erregung von ihr aus.

Zwei junge Männer, blaß mit aufgedrehten Schnurrbärten und goldnen Armbändern sitzen ihr gegenüber.

„?“ fragt der Eine den Andern.

„Ich glaube kaum. Aber allerdings die Augen. Man weiß nicht recht, wie man mit ihr dran ist.“ —

Noch vor wenigen Wochen hätte man freilich gewußt, wie man mit Franziska Grothus „dran“ gewesen wäre.

Sie ist die Tochter eines Regierungsbeamten. Ihre Eltern machten in der Provinz ein Haus, in dem Juristen, Offiziere und hier und da ein weltmännischerer Gelehrter verkehrten, so, daß sich für die heranwachsenden Töchter leicht im nächsten Kreise der passende Lebensgefährte fand. Mitten

in dieser normalen Welt nun hatte sich etwas unnormales entwickelt, nämlich Franziska's Gesangsstimme, die in ihrer Schönheit und Fülle ein Phänomen darstellte. Die Eltern, denen alles außergewöhnliche ein Greuel war, konnten sich lange nicht entschließen, den Verpflichtungen nachzukommen, die das unerbetene Feengeshenk ihnen auferlegte. Erst als Franziska zwanzig Jahre geworden war, ohne sich verlobt zu haben, brachte man sie nach der Hauptstadt, denn nun sollte sie ausgebildet werden, richtig ausgebildet von einer Capacität, wie sie am eigenen Orte nicht zu haben war. Ob die Tochter später wirklich heraussträte, konnte man ja immer noch entscheiden. Jedenfalls wurde sie einem achtbaren Familienpensionate anvertraut und fuhr täglich zum Unterricht hinaus nach der idyllischen Cottage, die Meister Felix Victor Grell mit seiner kleinen Familie bewohnte.

Von Anfang war er ihr der Gott gewesen, der ihr Schicksal in Händen hielt, ihr Abgott.

„Wäre der Meister nicht verheirathet, würde ich mich sicher in ihn verlieben,“ meinte sie unschuldig. Im Stillen bedauerte sie den schönen, interessanten Mann wegen der ziemlich ungebildeten, durch die Ehe bereits unansehnlich gewordenen

Frau, die etwas so Demüthiges und zugleich Klagendes hatte.

„Ich muß ja dankbar sein, daß er mich geheirathet hat,“ sagte Frau Grell ein paar Mal zu ihr, „Mancher andere hätte das nicht gethan, aber schwer ist es doch! Die kleinen Kinder immer wieder, mit einem einzigen Dienstmädchen das ganze Haus in Ordnung halten, dazu der nervöse Mann, der seit Jahren schon fast nichts mehr verdient, so daß man aus den Sorgen nicht mehr herauskommt. Er componirt nicht mehr, es fehlt ihm die Lust dazu, die Stimmung, sagt er. Gott, wenn ich denke, in der Zeit, als er mich haben wollte und dann in der ersten Zeit! So ein Künstler natürlich, der braucht immer Anregung, immer Neues. Ich kann ihm ja nichts sein. Und ich muß ihm dankbar sein, daß er mich geheirathet hat.“

Franziska empfand solche Gespräche als be fremdend und unbehaglich. Dem kräftigen, blühenden Mädchen ging Geduld und Verständniß für gedrückte Zustände ab, vor allem begriff sie in ihrer Unerfahrenheit die Art des Verhältnisses nicht.

Unbedingt glücklich dagegen fühlte sie sich bei ihm, dem Meister. Die Musik und er, der sie dort

führte, machten all die Jahre her den Inhalt ihres Lebens aus.

Grell war ein vorzüglicher Lehrer, individuell mit dennoch sicherer Methode. Er machte große Ansprüche an Ausdauer und musikalisches Feingefühl seiner Schüler, aber Franziska überwand jede Schwierigkeit, vor die er sie stellte. Es schien ihr eine Unmöglichkeit, irgend etwas nicht auszuführen, was er ihr mit seiner dunkeln suggestiven Stimme auftrug. Drei Jahre studirte sie so bei ihm, da fing er an, sehr ungleich zu werden im Unterricht. Nichts konnte sie ihm mehr recht machen, und manchmal wieder ließ er offenbare Fehler ungerügt. Sie mußte glauben, er habe jedes Interesse an ihrer Ausbildung verloren. Das machte sie ganz unglücklich. Zu Zeiten aber wieder fühlte sie seine Blicke mit plötzlichem Aufleuchten über sich hingehen, daß es sie durchschauerte.

Im September ist's gewesen, die letzte Stunde vor den großen Ferien. Er war maßlos ungerecht an jenem Tage, tadelte beständig und spottete ihr nach, wenn sie sich in der Bestürzung ungeschickt verbesserte. Zuletzt war sie in Thränen ausgebrochen. Ganz verzweifelt lag sie mit Gesicht und Händen über dem Klavier, in dem der letzte Ton noch leise

behte. Als sie wieder aufblickte, sah sie in ein Gesicht, vor dem sie sich zusammenzog.

Er faßte sich gleich wieder und sprach gleichgültig Musikalisches, als sei alles, wie es müsse, aber gleich darauf, als er ihr beim Anziehen des Jaquets half, umschlang er sie plötzlich und küßte sie.

„Bist Du mein?“ flüsterte er ihr heiß übers Haar hin.

„Nein, nein.“ Sie riß sich los, empört über ihn, empört über sich und das Gefühl unsäglicher Freude, das sie eine Sekunde lang in seinem Arm empfunden hatte. Außer sich, wie verhetzt floh sie in den äußersten Winkel des großen Gemachs. Da stand sie und zitterte. Er folgte ihr. „Du Kind, fürchtest Du Dich vor mir? Ich will ja nur, was Du willst!“ Er rührte sie nicht an, aber er stand sehr nah bei ihr, den Blick auf sie geheftet. Er umhüllte sie förmlich mit seiner erfahrenen Leidenschaft. „Du würdest mir den Frühling wiedergeben,“ sagte er zu ihr. „Aus Deiner Liebe würden neue Kräfte in mich hineinströmen. Mein Genius wärst Du mir. Willst Du das nicht?“

Sie schwieg. Da begann er wieder mit einer Stimme, die aus dem Tiefsten zu dringen schien: „Ich habe Dich erschreckt, verzeih' es mir. Aber

Du wirst Dich an den Gedanken gewöhnen, neben meiner armen Frau bei mir zu leben, denn Du liebst mich, Franziska, vielleicht weißt Du es selbst noch nicht. Und eines Tages wirst Du zu mir kommen und mir sagen: „Da bin ich. Laß mich bei Dir sein.“

„Nie!“ stieß sie hervor.

Er gab den Weg frei. „Jetzt laß ich Dich. Kommst Du zu mir zurück, soll es mir ein Zeichen sein, daß Du entschlossen bist, Dich mir zu geben, denn ein fremderes Beisammensein ist mir nach dieser Stunde nicht mehr möglich. Ich überwinde Dich nicht mehr.“

Verstört, wie eine Schuldige ging sie zur Thüre hinaus.

„Wann?“ fragte er ihr leise nach. Sie schüttelte den Kopf. — — —

Das ist vor acht Wochen gewesen. Am nächsten Tage reiste sie nach Haus, um dort die Ferien zuzubringen. Sie war matt, wie nach einer Krankheit. Dieser erste Blick, den sie in die furchtbare und geheimnißvolle Welt der Leidenschaften gethan hatte, erschütterte ihr ganzes Wesen. Sie zitterte vor all den unbegreiflichen Möglichkeiten, die sich

da vor ihr aufstehen wollten. Und halb aus Scham zitterte sie, halb aus Neugier.

Zu Hause fand sie alles beim alten, unverändert, wie sie es bei ihrem letzten Besuche vor einem Jahr verlassen hatte. Ihr war, als passe sie nicht mehr hinein in dieses tägliche farblose Vielerlei. Jrgend ein Ueberdruß war in ihr, eine Sehnsucht sich zu regen, Starkes, Brausendes in sich aufzunehmen.

Am ersten Morgen zog der Vater sie bei Seite und redete mit ihr über ihre Zukunft. Er habe sich in den Gedanken gefunden, sie Concertsängerin werden zu lassen. Nach dem Urtheil ihres Lehrers sei sie in ein bis zwei Jahren so weit, aufzutreten. Sie länger studiren zu lassen, sei ihm auch unmöglich, da die Summe, die er zur Aussteuer jeder Tochter zurückgelegt habe, durch ihr Studium schon überschritten sei.

Franziska verblieb rathlos. Jetzt wäre das ersehnte Ziel so nahe gerückt und nun —?

Einen Augenblick dachte sie daran, sich ihrer Mutter anzuvertrauen, aber zuletzt verwarf sie das. Sie wußte selbst nicht, daß nur Furcht vor dem Verlust ihrer gefährlichen, verlockenden Versuchung ihr die Lippen schloß.



In ihren wachen heißen Nächten hörte sie beständig das siegesichere „Wann?“

Ihre jüngste Schwester war Braut. Bei den früheren Verlobungen in der Familie hatten die sanktionirten Liebeszenen der jungen Paare Franziska gleichgültig gelassen, jetzt schlug sie die Augen nieder und erröthete, bei jeder Umarmung, deren Zeuge sie war. Musik ergriff sie bis zur Ohnmacht. Wenn sie selber sang, war es wie ein Ausströmen aller Lebenskräfte.

Ende des Monats kam eine Sendung von Grell, ein Text von Dehmel, den er für Franziska komponirt hatte.

„Auf.“

„Immer stiller stehn die Bäume,  
„nicht ein Blatt mehr scheint zu leben“,  
„und ich fühle Wüstenträume“  
„durch den bange Mittag beben“,

„bis ins bange Blut mir zittern“  
„bis ins Herz wie Feuerpfeile“  
„oh, ich lechze nach Gewittern!“  
„Komm, Geliebte! Eile! eile!“

\* \* \*

Von da ab kämpfte sie nicht mehr.

Sie ging umher mit heißen, verträumten Augen, gefällig für Jedermann und doch allen fern. Aus den Büchern, die sie in dieser Zeit las, aus dem Anblick fruchtschwerer Bäume im Garten, aus dem hochzeitlichen Treiben im Hause, aus allem sog sie dasselbe süße Gift. Sie wahr sehr unbelehrt gewesen bisher — er würde sie einführen!

Alle süßen Schauer ihrer Phantasie häuften sich auf die eine unentrinnbare Stunde, in der sie zu ihm kommen würde: „da bin ich, nimm mich hin.“ Es war Fatalismus in dieser Hingabe und etwas von dem naiven Zugreifen eines gesunden Kindes. Hin und wieder dachte sie mit Beunruhigung an seine Frau, aber sie fand Wendungen, sich zu beschwichtigen: Was nahm man ihr denn, das sie nicht längst verloren hatte? Felix Victor liebte ja doch sie, Franziska, seinen Genius, wie er sagte.

Früher als nöthig, ging sie zur Hauptstadt zurück. Dort verbrachte sie ein paar Tage wie im Fieber. Jeder Schritt in den belebten Straßen, wo unter Puß und Schminke die Liebe betteln geht, erregte sie. Wie hatte sie nur so blind an alledem vorbeigelebt?

In einer Musikalienhandlung fand sie ein neues Opus des Meisters. Wieder ein Lied.

„Sommerstrophe.“

„Wohl in der hellen Sonnen“  
„Hab ich das Feld gewonnen,“  
„Heiß war der Erntetag.“

„Es brannten alle Farben.“  
„Als zwischen zweien Garben“  
„Das Glück mir in den Armen lag.“

Die Musik voll gesättigten Jubels.

Er schrieb also wirklich wieder! Schon jetzt hatte sie ihm das beschert!

Der letzte Tag war gekommen. Nachmittags wollte sie hinausfahren. Alle Stunden bis dahin waren diesem Ziele gewidmet. Fast andächtig, wie der Bereitung eines Opfers, gab sie sich ihrem Bade hin; dann, verführt durch die wahllose Lektüre der letzten Zeit pflegte und kleidete sie sich mit einem Raffinement, das ihren Gewohnheiten völlig fremd war. Sie hatte sich wundervolle Parfüms gekauft, Seidenwäsche mit Spitzen. Und wie sie jetzt in der Bahn sitzt und unaufhaltsam ihrem freiwilligen Verhängniß näher treibt, spürt sie das glatte schmiegsame Gewebe anreizend auf der Haut. Ihr Herz klopft, alle Sinne warten. Sie ist bereit. —

Die Sonne ist nun fast niedergegangen, nur hier und da greift sie mit langen blutigen Fingern

in die Landschaft hinein. Langsam verbreiten sich die Nebel und verschleiern den bunten Herbst der Gärten.

Franziska schreitet ihre Straße entlang. Sie fröstelt. Ohne sich umzublicken geht sie nachtwandlerisch den gewohnten Weg. Jetzt öffnet sie das Gitterthor zu Grels kleiner Villa, wandert, von abgebrochenen Klavierakkorden geleitet, quer über den Rasen die Verandastufen hinauf. Die Glasthüre ist angelehnt. Franziska bleibt einen Augenblick an der Schwelle stehen, ihr Herz klopft unerträglich.

Drinnen ist es schwül und dämmrig, von Cigarrendampf und Blumenduft erfüllt. Zwischen all den schlanken Möbeln mit ihren sehnsuchtsvoll gestreckten Linien glänzt der ruhige schwarze Kasten des Beckstein ernst heraus. Am Klavier sitzt eine dunkle Frau und spielt. Sie ist in ein hellgraues fließendes Gewand gekleidet, das mit einer wunderbaren alten Spitze garnirt ist, über der Brust hängt ihr eine seltsame matte Silberkette. Das braune Gesicht, mit den üppigen Lippen erinnert an ägyptische Götterbilder.

Franziska kennt die auffällige Erscheinung aus dem Concertsaal. Sie ist eine russische Klavier-

spielerin. Vor einigen Tagen las man in den Zeitungen, sie wolle sich scheiden lassen.

Ganz hinten in der Ecke sitzt Grell und raucht. Man kann sein Gesicht kaum erkennen, nur die Gestalt in ihrer tief versunkenen Haltung.

Franziska drückt die Thür auf und tritt ein. Die Beiden sehen auf. Frau Sonja wendet ihr, ohne den Kopf zu bewegen, langsam die Augen zu mit dem schwerfälligen Blick eines gesättigten Thieres. Felix Victor erhebt sich und kommt heran. Nie hat sie ihn so gesehen! Seine Augen glühen, und die Hand, die er ihr reicht, ist eiskalt. Fast mit Rührung empfindet sie das und nimmt's als ein Zeichen der Macht, die sie über ihn hat. Ihre Spannung ist so groß, daß sie nichts denken kann, als immer nur das eine ungeduldige: „Warum geht Die nicht?“

Grell denkt dasselbe, das fühlt sie. Wozu würde er sonst mit so beharrlicher Starrheit zu der Russin hinüberblicken?

Man redet ein paar hastige Worte hin und her. Dann kommt Frau Grell mit dem jüngsten Kindchen auf dem Arm. Man spricht wieder.

„Und Victor komponirt jetzt solche feine Sachen, ach ja“, sagt die Frau in ihrer klagenden Weise.

„Leute, die's verstehen, sagen, es wäre das Tiefste und Größte, was er gemacht hätte.“ Und sie seufzt wieder.

„Spielen Sie noch, Frau Sonne?“ fragt Grell endlich mit einer Stimme, der man mühsame Beherrschung anhört.

„Nein, jetzt kommt das Fräulein an die Reihe. Da!“

Sie gibt ihr ein Notenblatt in die Hand, Felix Victor's „Sommerstrophe.“ Sie selbst beginnt mit geschlossenen Augen und emporgerichtetem Gesicht die jubelnde Begleitung. Franziska zögert, will sich wehren gegen die träge, sieghafte Art der Andern, aber unwillkürlich fügt sie sich.

Ihre Stimme ist brüchig vor Erregung, als sie beginnt, aber dann wird es ihr eine Lust, sich so zu lösen. Sie sang sich nackt vor ihm in diesem Liede.

Und wie sie singt, hört sie ihn näher kommen, immer näher. Sie fühlt, jetzt wird er sie in seine Arme nehmen, unbekümmert um alle, die zugegen sind. Schon spürt sie seinen Hauch an ihrer Wange.

„Es brannten alle Farben“, wiederholt er stammelnd hinter ihr. Sie wendet sich zum Klavier zurück und erstarrt.

Zwei Augenpaare voll inbrünstiger, gewisser Seligkeit flammen ineinander.

Einen Moment ist's ihr, als müsse sie die Hand heben und den Beiden in die erhobenen Gesichter schlagen, dann, mit einem schwachen Wehlaut, den die Verzückten nicht vernehmen, entweicht sie. Ein Perlvorhang schlägt ihr kühl um die Schläfen, sie steht in einem schmalen, farbigen Gemach, in dem eine rothe Ampel schwingt, über dem Bett hängt eine Riesenphotographie der Coreggioschen Danae.

Sie nimmt das alles wahr, ohne hinzusehen. Ihr Körper ist in diesem Augenblicke nur eine Ansammlung von Nerven, die Schmerz vermitteln können. Noch versteht sie nichts von dem, was ihr geschehen ist, aber in instinktiver, wüthender Verachtung zischt sie gegen sich selbst, als sie ihr Bild im matten Spiegel erblickt. Verzweifelt schlägt sie beide Hände vors Gesicht. Sie wünscht, daß eine große Finsterniß würde und sie versteckte.

Jetzt kommt ein weicher, stampfender Schritt über den Teppich, unentschlossene Füße in Filzpantoffeln, zugleich ein unverkennbarer Geruch von Küche und Kindern. Franziska bewegt abwehrend die Schultern, aber Frau Grell umfaßt sie mütterlich und klopft ihr tröstend und behutsam die bren-

nende Wange. Wirr sieht das Mädchen auf. Vor ihr die kümmerliche und thörichte Frau mit rothem, thränenüberströmtem Gesicht, dazu das fremde, lüsterne Zimmer. — „Wo sind wir nur?“ fragt sie beklommen. Die Frau wird noch röther. „Das ist Sonjas Zimmer. Seit acht Tagen wohnt sie hier.“

Die Frau setzt sich auf das Bett und weint.

„Gott ja, mit solchen Männern, das ist nun einmal so, das weiß man ja. Ach Gott!“

Franziska schließt die Augen und lehnt sich an die Wand. Alles ist so irr und schrill, sie meint es nicht ertragen zu können. Wie in grenzenlosem, hilflosem Staunen schüttelt sie ein paar Mal den Kopf.

„Wie ist das gekommen?“ fragt sie endlich rauh.

„Weiß man's denn? Ich denke mir — er sehnte sich ja so nach Ihnen — und sie hat schon lange nach ihm gelangt — da kam sie und da nahm sie ihn eben.“ Mitleidig und zugleich demüthig sieht sie zu dem armen, gequälten Kinde auf. Offenbar hat sie das Gefühl, sie müsse sich mit ihr verbünden gegen die brutale Siegerin. Diese Gemeinsamkeit thut Franziska bitter weh, auf einmal aber spürt sie den Strom hilfloser Liebe, den dieses zertretene,



dumpf schlagende Frauenherz unermüdlich ausfendet. Sie setzt sich nieder zu ihr, hält ihre Hand und läßt sie weinen.

So saßen die beiden Frauen Hand in Hand auf Sonjas Bett.

\* \* \*

Von drinnen klingt wieder Klavierspiel, eine ewig sich steigernde, drängende Tonfolge voll inbrünstiger, gewisser Seligkeit.

„Komponiren thut er jetzt wenigstens wieder,“ beginnt Frau Grell wieder klagend, „wunderschöne Sachen. Die's verstehen, sagen das wenigstens.“

Franziska richtet sich auf. Mit großen, ungläubigen Augen blickt sie der Redenden ins Gesicht. Unwillkürlich wandern ihre Blicke dann über das Bild da bei dem Bette. Die Ampel beleuchtet hell die Figur der Alten dort, die gierig das Gold in ihrer Schürze auffängt. Es ist etwas in dieser Gebärde, das sie an das Weib an ihrer Seite erinnert. Voll unsäglichem Ekels steht sie auf und geht, ohne ein Wort zu sprechen, zum Zimmer hinaus, durch den Flur, auf die Straße.

Da steht sie nun in dunkler Einsamkeit und schlägt sich toll und grausam an Stirn und Brust,

so haßt sie sich! Denn als eine Verworfenene fühlt sie sich, eine Weggeworfene.

Nicht, weil er, während sie in Schmerzen kämpfte und rang, sie einfach bei Seite gethan hat, darüber hätte ihr vielleicht ein Stolz hinweggeholfen.

Nicht, weil er, den sie liebt, eine Andere liebte — man wendet sich weg und stirbt.

An ihn denkt sie überhaupt kaum in dieser Stunde. Nur an sich selbst, an sich, die hier im Nebel mit zitternden Armen umhergreift und weint vor Fülle.

Endlich rafft sie sich auf. Sie will den letzten Zug nicht veräumen. Wirr blickt sie umher, als wisse sie den Weg nicht mehr zurück.

Zurück?

Die letzten Wochen hatten sie herausgedrängt aus ihrer sicheren Umgebung. Wäre jener heiße Strahl nicht über sie gefallen, sie hätte weiter gelebt, wie die Mädchen ihres Kreises, wohlbehütet im kühlen Glashause der Convenienz, bis irgend ein künftiger Eigenthümer sie zur nützlichen Zeit in sein Treibhaus versetzte. Nun aber hat des Meisters Ansturm ihr Feuer ins Mark gehaucht, daß sie zu blühen begann und endlich, wie es der

Wille der Natur in ihr schaffte, sich reif und reich darneigte.

Und da war keiner, der sie genoß!

Eine Lüge ist sie geworden, ein Zwitter zwischen verschlossenem Zurück und verschlossenem Vorwärts. Und darum steht sie hier im kalten Nebel und verzachtet sich in ihrer bitteren Frauenschande.

Endlich rafft sie sich auf. Gesenkten Kopfes geht sie ihren dunklen Weg entlang zum Bahnhof, wo schon der Zug mit lauten Athemstößen aus der Finsterniß hervorbricht, um sie mitzunehmen in die große, sündige Stadt der Erlebnisse und Erfahrungen. Sie steigt ein. Mit geschlossenen Augen lehnt sie sich zurück, ihre Rippen brennen.

Sie ist bereit.





# Ein moderner Persens.





Endlich wieder einmal ein kleiner Gemüthsfrisson, eine Sensation! Beinahe elastisch besteigt er die Pferdebahn, die ihn zu seiner Wohnung bringen soll. Am Vorderfenster findet er Platz. Während er den Rocktragen in die Höhe klappt, weil er Zugluft spürt, tastet sein Auge mit emsiger Routine die beiden Menschenreihen des Wagens ab. Dann setzt er sich mit halbgeschlossenen Augen in seiner Ecke zurecht und bemüht sich den „köstlichen Frisson“ von Neuem über sich zu beschwören. Genießlich schmeckt er dabei sein Miniaturerlebniß von oben nach.

Wie er, gemartert von der abweisenden Größe und Klarheit der Schweizer Natur zurückkommt nach Berlin. Der silbrige Dunst auf dem Bahnhofe, die stumme Gile ringsum, Kofferträger, Droschken, graue Steinhäuser mit verschleierten Fenstern, blasser, verfeinerte Gesichter, die Lichter und Geräusche der Civilisation — ah, wie er das

einathmete! Die Schaufenster sogeu ihn förmlich heran. Namentlich die Buchhandlungen.

Da ist ein schmaler braungoldner Band mit byzantinischen Titellittern „Kinematien von Ralph Durlach. Juli 1897.“ Sein Buch. Wie das auf ihn wirkte! Als wenn Einem die kleine Schwester plötzlich in Balltoilette entgegentritt. So neu, so abgelöst. Im Grunde war's ja nur ein Nichts, was da geschah, ein Lächeln, — für einen Menschen aber, der seine Nerven systematisch zum Lebensgenuß erzieht, eine wirkliche kleine Sensation. Denn er hatte gar nicht erwartet, daß die Sammlung so bald herausgebracht würde. Wahrscheinlich reisten ihm nun seine Autorenexemplare durch die ganze Schweiz nach.

Ob wohl Einer von all diesen Leuten hier im Wagen das neue Buch kaufen wird? Die schön-äugige Dame mit den grauen Haaren vielleicht, die bei Kranzler einstieg, noch den Duft heißer Chocolate in ihrem Schleier. Sie hat altmodische Mantelschließen, also modernen Geschmack. Ihre Art zu blicken — —, ach so, dies Betrachten genirt sie. Na, das kann man ja auch indirect machen, die Fensterscheibe dazu benutzen. Auffallend reizvoll wirkt Alles in solcher Spiegelung. So unwirklich,



so fern. Gleichsam ins Künstlerische übersezt. Und Anderes will den verwöhnten Sinnen nicht mehr munden.

Darüber könnte man mal was schreiben. Das Spiegelbild bespiegeln. Aber zum Montagsfeuilleton? Viel zu philosophisch.

Dumm, daß er heute nichts Brauchbares antrifft. Weder in der Umgebung noch in sich selbst. Solche Reise ist entschieden schädlich. Man wird so gesund.

Sonst hat ihn das Geräusch der Pferdebahn, das beständige Herein und Hinaus der Passagiere nervös aufgeschossen. Er dachte besser, wie der Schwerhörige besser hört bei Lärm.

Heute gibt ihm das nur mittelmäßige Einfälle.

Sonst regte ihn die Nähe aller dieser fremden Gesichter an. Jedes schien ihm ein Parfüm von Geheimniß zuzusenden; heute konstatarie er nüchtern Mienen und Bewegungen.

Nein, das muß anders werden!

Vielleicht trifft er bald mit ihr zusammen, mit Martha Reinicke. Nichts löst ihm so die Feder wie der Anblick ihres kecken, zartgefärbten Gesichtchens mit den großen Augen. So ein kluger kleiner Kerl. Und leidenschaftlich!

In ihn hat sie sich am ersten Abend verliebt. Tante Röschen hat es ihm verrathen. Aber er hätte es so wie so gemerkt. Sie ist solch ein impulsives kleines Ding. Kontrollirt sich gar nicht. Und nun zu beobachten, wie sich in solchem lustigen Sprühteufel etwas Frauliches regt — —!

Tante Röschen sticht schon Tischläufer mit Amoretten für die Hochzeitstafel. Und am Ende — wird es wohl so kommen. Für ihn wäre es das Glück. Sie ist klug, hübsch, amüsan und wohlhabend. Und sie liebt ihn.

Und er?

Er mag es nicht ergründen, mag sich seine eigenen spielerischen Wünsche nicht durch irgend eine unvorsichtige Psychelampe erhellen lassen. Noch nicht. Warum soll man sich in eine banale eindeutige Empfindung verengen, ehe man all die interessanten, unruhigen und süßen Nuancen der Vorempfindung durchgekostet hat? Und gerade dieses Zwielficht, das noch so viele liebliche Entdeckungen verheißt, reizt seine Production. So viel Bereicherung erhofft er noch durch Martha. Auch mittelbare. Sie soll die Hauptfigur in seinem Drama werden. Bis jetzt sammelt er noch. Manche Gespräche mit ihr hat er sich Wort für Wort notirt.

Und nun erst ihre Bewegungen! Da möchte man den ganzen Tag studiren.

Still lächelt er in sich hinein, schon ganz verliebt in seine künftige Heldin.

Das Stoßen des Wagens, der die Kreuzungsgeleise der Potsdamer Brücke passirt, erweckt ihn der Außenwelt.

Nicolaische Buchhandlung.

Da liegt sein Buch wahrscheinlich gleichfalls aus. Er hätte sich ein Exemplar mitnehmen sollen. Es heute Abend durchlesen. Eine Novelle nach der andern.

Alle diese kleinen ästhetischen und moralischen Bekenntnisse verschiedener Jahre nun so zur Einheit zusammen gebracht, daraus ergibt sich schließlich ein Charakterbild, eine Persönlichkeit.

Er ist selber neugierig, welche?

Das wäre eigentlich ein Thema: Der Schriftsteller angesichts seiner Novellensammlung sich, das heißt sein Selbst sammelnd. Die gefundene Erkenntniß müßte dann irgendwie ein Wendepunkt für ihn sein.

Das kann werden. Man muß nur erst dazu Modelle finden, Modelle fin — — — Wahrhaftig da steigt Martha Reinicke ein.

„Das Wiedersehen im Pferdebahnwagen.“ Die Wirklichkeit scheut doch vor den banalsten Situationen nicht zurück.

Na, man muß abwarten, was sie daraus zu machen versteht.

„Guten Abend, gnädiges Fräulein.“ Wie niedlich roth sie wird.

„Bitte hier, Fräulein Martha, hier ist noch Platz.“

„Danke. Ich mußte gar nicht, daß Sie schon zurück wären?“

„In diesem Augenblick. Sie sind der erste Mensch, der mir begegnet.“

Aus ihren Augen blitzt eine Ungeduld, ein Spott.

„Woran denken Sie, Fräulein Martha?“

Prompt kommt es zurück:

„An den alten eckigen Jephtha. Sie wissen doch? der das erste Lebendige, was ihm zu Hause entgegentrat, opfern sollte. Also los! Schlachten Sie mich ab. — Oder vielmehr — aus.“

„Aber wozu denn nur?“

„Für neue Kine — ma — Herrgott ist das Wort schwer!“

Sehr hingebend scheint ihre Stimmung eben

nicht zu sein. Ihm kommt es vor, als läge in ihrer ganzen Haltung heute etwas Feindliches, das sonst nicht da war. Na, er wird ja sehen, was sich da noch entwickelt. „Also Sie haben mein Buch gelesen? Uebermäßig entzückt scheinen Sie nicht davon?“

„Von dem Buch? Doch.“

„Nun? Und?“

„Bh.“ macht sie achselzuckend.

Sie kann wirklich schrecklich unartig sein. Dabei sieht sie so amüsant aus in ihrer wippenden verwogenen Stellung, mit dem dunkelblonden ganz undisciplinirten Gefräusel über der Stirn und dem rothen, pfißigen Munde, daß ihn schon das allein in frische Stimmung bringt.

„Frühlingsliebe. Ist das Ihre eigene Geschichte?“ fragt sie plötzlich unvermittelt und ziemlich kategorisch.

Ob sie etwa eifersüchtig ist?

Die Situation amüsirt ihn. Es kommt ihm vor, als spielten sie eine Lustspielszene, und im Tone eines Theaterliebhabers, parodistisch übertreibend entgegnet er:

„Ja. Aber jedes Jahr hat seinen neuen Frühling.“

Dabei biegt er sich vor, um den lustigen Augenblick zu erhaschen, mit dem sie ihm antworten wird. Sie aber, ohne auf seine Bemerkung einzugehen, fragt wieder, in demselben herrischen Tone:

„Und die Studie „Am Sterbebette“ nicht wahr, da ist der Tod Ihrer Schwester geschildert?“

Diesmal bejaht er kurz mit einer Bewegung. Was will sie eigentlich?

„Finden Sie das indiskret? brutal?“ erkundigt er sich schließlich.

„Nö! Nur —“ sie wird ganz blaß vor Eifer, athmet schnell ein, will etwas sagen, dann nimmt sie sich wieder zurück. „Ach lassen Sie doch.“

Eine gegenüberstehende Frau fängt an, ihnen zuzuhören. Martha merkt es nicht, aber ihm fesselt es jede Frage.

Wortlos sitzen sie nebeneinander. Martha mit verschlossenem Gesicht. Bei der nächsten Haltestelle steigt sie aus. Er auch.

„Wo kommen Sie eigentlich her mit diesem Pack Bücher?“ fragt er, während er ihr die Last abnimmt.

„Aus dem Seminar.“

„Sie? Aber das weiß ich ja gar nicht. Seit wann gehen Sie denn ins Seminar?“

Ein ganz merkwürdiger großer Blick. „Seit Juli.“ Und plötzlich steigen ihr Thränen in die Augen.

„Blödsinn“, sagt sie heftig. Mit dem Finger wischt sie sich ein paar Mal derb unter beiden Augen. Der harte englische Handschuh hinterläßt rothe Streifen da. —

Sie gehen den Kanal entlang, der zwischen seinen zitternden Laternenzeilen kühl heraufschimmert. Drüben geben die bunten Bahn- und Omnibuslichter der Stadt etwas Festliches. Hier ist's ernst.

Was mag nur geschehen sein? Haben ihre pekuniären Verhältnisse sich geändert, so daß sie einen Beruf ergreifen muß? Hat sie eine Enttäuschung erfahren? durch ihn? seine Abreise?

„Sie können sich denken, Fräulein Martha, daß ich Sie so nicht ent schlüpfen lasse“, beginnt er endlich, unsicherer als er sich vorgenommen hat. „Ich finde Sie so — verändert. Ist seit meiner Abreise irgend etwas vorgefallen, von dem ich nichts weiß?“

„Nein.“

„Habe ich Sie gekränkt?“ fragt er dringender.

Wie Gift schäumt es in ihr auf, aber sie zwingt es noch einmal nieder.

„Ach lassen Sie doch, lassen Sie doch, sage ich Ihnen.“

Ihr Gesicht ist weiß vor Zorn und leuchtet wie eine Flamme. Und da, beim Anblick des verstörten Kindes geschieht ihm etwas Unerwartetes. Ein überwältigendes Gefühl von Zärtlichkeit steigt in ihm auf. Seine Augen fangen an zu stechen, sein Mund zittert, und die Kehle ist ihm wie gelähmt.

Fast wäre er in ein Schluchzen ausgebrochen. „Fräulein Martha“, sagt er leise, „Martha“. Er hört seine eigene Stimme durch ein starkes Brausen hindurch und wundert sich, wie einschmeichelnd sie klingt.

Ohne zu wissen warum, nimmt er seinen Hut ab.

Sie sieht ihn an, fragend, dunkel und endlich mit aufleuchtender Glückseligkeit. Da bückt er sich ein wenig und küßt sie hinterm Ohr, da wo das Haar eine kleine Stelle frei läßt, ganz sachte, wie er sich's gewünscht hat, seitdem er sie kennt.

„Oh.“ „Aber“ sagt sie erschreckt, bleibt aber geduldig stehen.



„Sie Liebe, Liebe.“

Ganz verwirrt in seiner eigenen Empfindung drängt er sich näher an sie heran und legt den Arm um ihren Leib. Sie sieht ernsthaft zu ihm auf und läßt es geschehen. Eine Weile stehen sie so still beieinander, wie erstaunt über sich selbst.

Alle Gefühle seines Herzens, die sonst nur am Rande blühten, oder an der Oberfläche schwammen, gleiten und wirbeln hinein in den ungeheuren Strudel seiner Erregung.

Niemand stört die Beiden. Nur drüben an der Häuserseite schieben sich Fremde an Fremden geschäftig vorüber.

Er umfaßt den Contrast gleichsam mit einem Blicke. Aber nun möchte er auch Alles klar haben von ihr zu ihm.

„Und darf ich jetzt erfahren, was das war?“ fragt er. „Das von vorhin?“ Sie schweigt und richtet auf ihn einen Blick, in dem Mißtrauen mit Hingebung zu kämpfen scheint. Das ernüchtert ihn mit einem Male. Seine Seele wird wieder weitsichtig. Kritisch betrachtet er den eigenen Rausch und lächelt.

Nun hat er auch das kennen gelernt! Wie seltsam selig man sich fühlen kann in solchem Augen-

blicke. Ja, sie wird ihn sehr glücklich machen, seine kleine Martha.

Das Räthsel in ihrem Wesen beschäftigt ihn nun ganz unpersönlich. Wieder fängt er behutsam an. —

„Erzählen Sie mir, was Ihnen geschehen ist. Ja? Wollen Sie? Ihre ganze kleine Geschichte. Von Anfang bis zu Ende.“

Da biegt sie sich urplötzlich von ihm los. Ihr Gesicht ist ganz verändert. In den Augen ein kalter Strahl.

„Meine Geschichte, nicht wahr? Haben Sie nicht gleich einen Phonographen mitgebracht? Oder wenigstens Ihr Skizzenbuch?“

„Aber das ist kleinlich“, ruft er geärgert, „wie können Sie in diesem Augenblick.“

„In diesem Augenblick!“ wiederholt sie. Es liegt eine Bitterkeit in diesen Worten, die ihn betroffen macht. Das ist nicht mehr Laune, das ist Schmerz.

„Also reden wir einmal darüber“, sagt er ziemlich geduldig, indem er mit ihr weiter geht. „Sie werfen mir vor, daß ich in meinen Novellen nach der Wirklichkeit arbeite, meine Erlebnisse benutze?“

Offen gesagt, ich hätte Sie für künstlerischer gehalten, Fräulein Martha.“

Sie bleibt stehen. „Wirklichkeit? Erlebnisse? Das gibt's gar nicht mehr für Sie. Sie leben Feuilletons, Plaudereien.

Früher habe ich das nicht so gewußt, aber seit ich Ihr Buch — Und jetzt habe ich darüber nachgedacht, viele Nächte hindurch. Und wenn ich einen Augenblick geglaubt habe, diesmal wäre das bei Ihnen anders — oder vielmehr nicht geglaubt — gar nicht darüber nachgedacht, nur so empfunden —“

Widerwillig kommen ihr die Worte. Als würde jeder Gedanke gewaltsam und unmittelbar aus ihr herausgestoßen. Sie formt kaum mehr, was sie spricht.

„Aber ich — ich kann das nicht ertragen. Einen, der immer nur daneben steht und beobachtet. Ja, ja, ich weiß schon! Und es ist ja nicht nur in Bezug auf mich selbst. Aber so das Ganze überhaupt. So abgeschwächt, so uneigentlich. Ich habe versucht, mich da hinein zu finden, in so Einen, der immerfort an die Geschichten denkt, die er schreiben will. Alles sieht er an, wie sein Publikum das sehen wird. Das ist doch wahr? — Nein, nein, Sie können gar nichts mehr direkt erleben. Immer

geht Ihr mit so einem großen blaffen Spiegel herum, — den nennt Ihr dann „das Künstlerische“, in dem betrachtet Ihr das, was geschieht und lebt. Von ferne! Als wäre das Leben eine Meduse, die Einen versteinert, wenn man ihr direkt ins Gesicht sieht. Immer nur Zuschauer, Zuschauer.

Und jetzt, wie ich das Alles so vorbringe, spüre ich's schon wieder, daß Sie daneben stehen und uns befehen, sich und mich, wie wir hier über Sie reden.

Ich würde verrückt von all dem „Künstlerischen“.

Sie bricht in ein hohes unnatürliches Lachen aus. „So und nun geben Sie mir meine Bücher wieder. Jetzt wollen wir uns Adieu sagen. Und danke für früher.“

„Adieu“, sagte er gehorsam, halb betäubt von ihrer schrillen heftigen Art und tief beschäftigt mit dem, was sie da so leidenschaftlich vorgebracht hat. Erst als er sie in der Querstraße verschwinden sieht, kommt es ihm recht eigentlich zum Bewußtsein, daß dort sein behaglich liebliches Lebensglück von ihm geglitten ist. Auf Nimmerwiederkehr.

Er versucht es, einen hochmüthigen Aerger in sich heraufzubeschwören.

Sold) ein exaltirtes kleines Ding. Was die

für Einbildungen hat! Gar nicht ernst zu nehmen.

— — —

In unfriedlicher Stimmung ging er weiter. Ein paar Mal ertappte er sich darauf, daß er vor sich hin sagte: „Ein großer blasser Spiegel, — Das Künstlerische.“ „In dem betrachtet Ihr, was geschieht und lebt!“ Gar nicht übel ausgedrückt. „Als wäre das Leben eine Meduse —“ Gar nicht übel!“

Ein moderner Perseus mit dem Spiegelschilde!

Er mußte schmunzeln, wie er die Bezeichnung fand.

Noch vor einer Stunde suchte er seine Persönlichkeit, nun hatte er seine Formel. „Ein moderner Perseus“.

Zimmer frischer wurde seine Phantasie, erinnerte sich und verband und folgte schließlich Wort für Wort, Gedanke für Gedanke den Begegnissen seit seiner Ankunft in Berlin bis jetzt.

Er freute sich daran, wie es sich rundete, so manche Linie ihren Kreis schloß fand.

Am andern Morgen schrieb er dann in einem Zuge diese Studie nieder.





In gleichem Verlage sind von derselben Verfasserin erschienen:

## Drei Novellen.

Von

**Anselm Heine.**

Oktav. Geheftet 5 Mark; elegant gebunden 6 Mark 50 Pf.

**Inhalt:** Peter Paul. — Der Rosenstock. — Einklang.

---

## Unterwegs.

Novellen

von

**Anselm Heine.**

Oktav. Geheftet 5 Mark; elegant gebunden 6 Mark 50 Pf.

**Inhalt:** Eine Gabe. — Der Quell des Baktolus. —  
Eine gemeinschaftliche Reise.

---

---

 **Zu beziehen durch alle Buchhandlungen**   
**des In- und Auslandes.**

Verlag von **Gebrüder Paetel** in **Berlin W.**

---

## **Moderne Menschen.**

Skizzen aus und nach dem Leben

von

**Lisa Weise.**

Oktav. Geheftet 4 Mk.; eleg. geb. 5 Mk. 50 Pf.

---

## **Galonmüde.**

Zwei Novellen

von

**Lisa Weise.**

Oktav. Geheftet 4 Mk.; eleg. geb. 5 Mk.

---

## **Standesgemäß.**

Roman aus der Gegenwart

von

**Lisa Weise.**

Oktav. Geheftet 5 Mk.; eleg. geb. 6 Mk. 50 Pf.

---

---



**Zu beziehen durch alle Buchhandlungen  
des In- und Auslandes.**





